



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Positionalität in der Forschung:
Der Zusammenhang zwischen forschender Person und
Wissen(sproduktion)“

verfasst von / submitted by

Laura Sophie Tietz, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2023 / Vienna, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it
appears on
the student record sheet:

UA 066 589

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Internationale Entwicklung

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Petra Dannecker, M.A.

Kurzfassung

Die Art und Weise, wie die Wirklichkeit erkannt und daraus wissenschaftliches Wissen produziert wird ist ein Thema der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Der Positivismus ist hier eine der zentralen Perspektiven. In der zweiten Hälfte der 20. Jahrhunderts wurden die positivistischen Grundannahmen von Objektivität, Neutralität und Trennung von Subjekt und „Objekt“ der Wissensproduktion jedoch im Zuge der postmodernen Wende hinterfragt. Es entwickelten sich anti-positivistische Sichtweisen, die das Einbeziehen der Subjektivität der forschenden Person in einer reflexiven Forschungspraxis etablierten. Vor allem in den Sozialwissenschaften wird die Reflexion des Selbst in und der Einfluss der eigenen Positionalität auf die Produktion von Wissen einbezogen. Jedoch gibt es kaum empirische Forschung über Positionalität. Diese Arbeit knüpft hier an und hebt die disziplinenübergreifende Bedeutung von Positionalität hervor. Dabei wird sich in dieser Untersuchung damit beschäftigt, welche Rolle Positionalität für Forscher*innen aus dem Globalen Norden, die im Globalen Süden forschen, spielt. Dies ist vor dem Hintergrund der Kolonialität/Modernität zu betrachten, die globale Machtstrukturen und Ungerechtigkeitsverhältnisse zwischen Globalem Norden und Süden annimmt. Dafür wurden qualitative Leitfadeninterviews mit sieben Forscher*innen verschiedener Wiener Universitäten, die in Forschungsprojekten im Globalen Süden eingebunden sind, durchgeführt. Diese wurden mit Hilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Dabei ist herausgekommen, dass Positionalität auf struktureller, praktischer und individueller Ebene von Forschung eine Rolle spielt. Die Präsenz von Positionalität auf diesen Ebenen hängt mit den Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Forschung, persönlichem Bemühen und disziplinärem Hintergrund zusammen. Grundlegend kann gesagt werden, dass umso weniger/mehr Marker von Kolonialität/Modernität in einem Forschungsprozess erkenntlich sind, umso mehr/weniger Reflexion der Positionalität ist bei den Forschenden vorhanden. Es hat sich gezeigt, dass Positionalität auf struktureller Ebene die Voraussetzung für Positionalität auf praktischer und individueller Ebene ist. Die Rolle von Positionalität hängt auch vom disziplinären Hintergrund der forschenden Person ab. Hier kann zwar nicht grundsätzlich gesagt werden, dass Sozialwissenschaftler*innen ihre Positionalität innerhalb ihrer Forschung reflektieren und Naturwissenschaftler*innen das nicht tun, jedoch zeigte sich die Tendenz, dass Positionalität für die sozialwissenschaftlichen Befragten eine größere Rolle spielt.

Abstract

The way in which reality is perceived and thereof scientific knowledge is produced is a topic of the philosophy and theory of science and epistemology. There, positivism is one of the central perspectives. In the second half of the 20th century, the positivist fundamental assumptions of objectivity, neutrality, and the separation of subject and "object" of knowledge production were questioned in the course of the postmodern turn. Anti-positivist views developed that established the inclusion of the subjectivity of the researcher in a reflexive research practice. Especially in the social sciences, the reflection of the self and the influence of one's positionality in the production of knowledge is included. However, there is little empirical research on positionality. This thesis picks up here and highlights the importance of positionality across disciplines. In doing so, this study addresses the role positionality plays for researchers from the Global North conducting research in the Global South. This is to be considered against the backdrop of coloniality/modernity, which assumes global power structures and relations of injustice between the Global North and South. For this purpose, qualitative guided interviews were undertaken with seven researchers from different universities in Vienna who are engaged in research projects in the Global South. These were analyzed with the help of a qualitative content analysis. It emerged that positionality plays a role on the structural, practical, and individual levels of research. The presence of positionality on these levels depends on the framework of scientific research, personal effort, and disciplinary background. Basically, it can be said that the less/more markers of coloniality/modernity are evident in a research process, the more/less reflection of positionality is present among researchers. It has been shown that positionality at the structural level is a prerequisite for positionality at the practical and individual levels. The role of positionality is also related to the disciplinary background of the researcher. Although it cannot be said in principle that social scientists reflect on their positionality within their research and natural scientists do not, but there was a tendency for positionality to play a greater role for the social science respondents.

Danksagung

An erster Stelle möchte ich meiner Betreuerin, Univ.-Prof. Dr. Petra Dannecker, M.A., für Ihren wertvollen Input während meines gesamten Arbeitsprozesses danken. Ihr thematisches Wissen, das konstruktive Feedback und die Expertise im wissenschaftlichen Arbeiten hat maßgeblich dazu beigetragen, dass diese Masterarbeit hier so zu lesen ist. Danke dafür. Besonders möchte ich auch den Teilnehmenden meiner Befragung danken, ohne die diese Arbeit nicht hätte entstehen können. Mein Dank gilt ihrer Informationsbereitschaft und ihren interessanten Beiträgen und Antworten auf meine Fragen. Vielen Dank auch an Alex, Ines und Lena, dass ihr mal mehr, mal weniger spontan alle Einzelteile dieser Arbeit Korrektur gelesen und mir immer hilfreiche Rückmeldungen gegeben habt. Eure Ansichten, Meinungen und Korrekturen waren sehr bereichernd. Ein großes Dankeschön gilt ebenso meinen anderen Freundinnen und Freunden. Ihr habt mit mir die Höhen gefeiert und mich durch die Tiefen begleitet. Ohne die Kaffeepausen, das viele Lachen, den ein oder anderen Spritzer und die stundenlangen Bibliotheks-Sessions hätte ich das wohl nicht durchgehalten. Besonders möchte ich dabei Franzi danken, die eigentlich immer da war. Und auch vielen Dank an Anton, der mich jederzeit aufgefangen und gestärkt hat. Danke, Danke, Danke auch an meine Familie, die mich bei allem unterstützt und besonders an meine Eltern, die mich immer tragen.

Ohne Euch alle wäre diese Arbeit vermutlich auch zu einem Ende gekommen, mit Euch war es aber leichter und schöner.

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	7
1 THEORETISCHER RAHMEN	13
1.1 MICHEL FOUCAULT ÜBER DISKURSE, MACHT UND WISSEN	13
1.2 DAS KONZEPT DER KOLONIALITÄT	16
1.2.1 <i>Kolonialität/Modernität</i>	17
1.2.2 <i>Race und die Kolonialität der Macht</i>	17
1.2.3 <i>Die Kolonialität des Seins</i>	19
1.2.4 <i>Die „Anderen“ und der Trugschluss der linearen Entwicklung</i>	20
1.2.5 <i>Die Kolonialität des Wissens</i>	21
1.2.6 <i>Epistemische Gewalt</i>	23
1.3 DAS ERBE DES KOLONIALISMUS IM KONTEXT INSTITUTIONALISIERTER WISSENSPRODUKTION.....	24
1.3.1 <i>Das koloniale Subjekt in den Wissenschaften</i>	24
1.3.2 <i>Die Strukturen und Wirkmächte der modernen Universität</i>	27
1.3.3 <i>Provinzialismus getarnt als Universalismus – Eurozentrismus in den Wissenschaften</i>	27
1.3.4 <i>Extraversion und die globale Wissensökonomie</i>	28
1.3.5 <i>Intellektueller/akademischer Imperialismus</i>	29
1.4 DIE DEKOLONIALISIERUNG VON WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG	31
2 STAND DER FORSCHUNG	34
2.1 BEGRIFFLICHE ANNÄHERUNG: POSITIONALITÄT UND REFLEXIVITÄT	35
2.1.1 <i>Positionalität</i>	35
2.1.2 <i>Reflexivität</i>	39
2.1.3 <i>Das Verständnis in dieser Arbeit</i>	42
2.2 REFLEXIVE POSITIONALITÄT UND WISSENSCHAFTLICHE GÜTE	43
2.3 REFLEXIVE POSITIONALITÄT UND DIE DEKOLONIALISIERUNG VON WISSEN(SCHAFT)44	
3 METHODOLOGIE	45
3.1 FORSCHUNGSDESIGN.....	45
3.1.1 <i>Erkenntnisinteresse und Fragestellung</i>	46
3.1.2 <i>Theoretische Einbettung</i>	47
3.1.3 <i>Untersuchungsgegenstand und Sampling</i>	47

3.1.4	<i>Datenerhebung durch qualitative Leitfadeninterviews</i>	49
3.1.5	<i>Auswertung und Analyse</i>	50
3.1.6	<i>Interpretation und Diskussion</i>	52
3.2	GÜTEKRITERIEN QUALITATIVER SOZIALFORSCHUNG	52
3.3	HERAUSFORDERUNGEN UND POSITIONALITÄT	53
4	DARSTELLUNG DER ERGEBNISSE: DIE ROLLE VON POSITIONALITÄT.	54
4.1	DIE ROLLE VON POSITIONALITÄT AUF STRUKTURELLER EBENE	56
4.2	DIE ROLLE VON POSITIONALITÄT AUF PRAKTISCHER EBENE	61
4.3	DIE ROLLE VON POSITIONALITÄT AUF INDIVIDUELLER EBENE	71
4.4	BEANTWORTUNG DER FORSCHUNGSFRAGE UND BEDEUTUNG DER ERGEBNISSE	75
	CONCLUSIO	79
	BIBLIOGRAPHIE	83
	ANHANG	91

Einleitung

Wie wird die Welt erkannt? Und wie wird aus dieser Erkenntnis Wissen generiert?

Diese sind fundamentale Fragen, die sich in der Wissenschafts- und Erkenntnistheorie mit Annahmen der Beschaffenheit der Realität und der Produktion von wissenschaftlichem Wissen befassen. Dabei gibt es verschiedene Positionen, die diesen Fragen mit unterschiedlichen Grundannahmen begegnen (Deppert, 2019a; Lauth & Sareiter, 2005). Eine der einflussreichsten Strömungen ist dabei der Positivismus. Aufbauend auf dem philosophischen Materialismus im 17. und 18. Jahrhundert entstand der Positivismus im 19. Jahrhundert als eine zentrale Denkperspektive. Dabei wurde sich von Metaphysik und Theologie als Erklärung für den Gewinn von Erkenntnis abgewendet und, orientiert an den Naturwissenschaften, durch die empirische Sinneserfahrung als einzigen Weg zu wissenschaftlicher Erkenntnis ersetzt. In diesem Zuge grenzte sich die Wissenschaft von anderen Epistemologien ab und sonstige Wissensformen wurden als zweitrangig betrachtet (Mazur, 2021, S. 2ff.). Wie Lucas B. Mazur¹ (ebd., S. 2) schreibt: „Over time, the belief in the value of scientific methodology became scientism, the belief in science not only as *a* philosophical school of thought but as *the* philosophical school of thought.“

Die grundlegende Annahme dabei ist, dass es möglich sei, das Gegebene, also das Positive, als Tatsache oder Wirklichkeit erfahren zu können. Der*die Forscher*in könne in einem positivistischen Verständnis also zu beweisbaren empirischen Fakten über einen Untersuchungs-„gegenstand“ kommen (Deppert, 2019b, S. 41f.). Der oder die Forscher*in als forschendes Subjekt wird dabei innerhalb wissenschaftlicher Forschung abgetrennt vom beforschten „Objekt“ sowie dem Forschungsfeld angesehen. Dieser Trennung zwischen erfahrbarer Umwelt und dem erfahrenden autonomen Selbst unterliegt die Annahme der Möglichkeit der objektiven und wertfreien Erfahrung des Beforschten (Kanitscheider et al., 2011, S. 624f.). Die Annahme, dass ein*eine Forscher*in in der Lage sei, objektive und wertfreie Fakten über etwas generieren zu können, konstruiert ihn*sie als allmächtige, neutrale, außenstehende Person, unbefangen und losgelöst von seiner*ihrer Persönlichkeit. Die persönliche Subjektivität der Forschungsperson stellt dabei eine Gefahr für die angestrebte Objektivität dar. Das Forschungs-„objekt“ wird dagegen als Informationsquelle betrachtet, das

¹ Im Laufe des Schreibprozesses dieser Arbeit ist mir aufgefallen, dass ich beim Lesen der Nachnamen von Autoren*Autorinnen stets automatisch an eine männliche Person gedacht habe. Aus diesem Grund habe ich mich entschieden, Vor- und Nachnamen der Autor*innen, die in dieser Arbeit genannt werden, zu erwähnen. Kommt ein Name innerhalb eines Absatzes mehrmals vor, wird in diesem der Vorname nur bei der ersten Angabe angeführt.

zum Sammeln von „Fakten“ dient. Personen, die hier Teil einer wissenschaftlichen Untersuchung sind, werden reduziert auf empirisches Erkennen und Messen und dadurch objektifiziert und entmenschlicht. Positivistische Forschung ist in diesem Sinne asymmetrisch und hierarchisierend und kann daher unethisch und ausbeuterisch sein (England, 1994, S. 81f.; Mazur, 2021, S. 3f.).

Aus einer positivistischen Perspektive wird der konstante sinnliche Einfluss der Außenwelt auf den Menschen ignoriert, von dem auch Forschende nicht ausgenommen sind. Sie sind verbunden mit der Welt und können demnach nicht als von ihr getrennte autonome Subjekte verstanden werden (Brigg & Bleiker, 2010, S. 793f.), was die Möglichkeit einer objektiven und wertfreien Erfahrung eines Forschungs-„gegenstands“ in Frage stellt. Besonders in den Sozialwissenschaften, in denen der Mensch sowohl „Gegenstand“, wie auch erkennendes Werkzeug der Untersuchung ist, kommt dies zu tragen (ebd., S. 784). Denn wenn der*die Forscher*in integraler Teil der Produktion von Wissen ist, sollte auch betrachtet werden, wie sich das Wissen durch ihn*sie bildet (ebd., S. 780).

Diese positivistischen Annahmen wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hinterfragt. Die Postmoderne, ein Diskurs, der begann die Moderne und ihre Werte und Modi zu hinterfragen, entstand. Unter diesem kam eine Vielzahl an anti-positivistischen Denk- und Theorieansätzen auf (siehe im weiteren Verlauf des Kapitels) (Mazur, 2021, S. 4f.). Dies fand in einem zeitgeschichtlichen Kontext statt, in dem der Zweite Weltkrieg endete und damit das Ende der Vorherrschaft Europas. Auch die zweite Welle der Dekolonisierung² in vielen Teilen der Welt, besonders in Afrika und Asien, hatte starken Einfluss darauf. Befreiungsbewegungen, wie die Bürgerrechtsbewegung in den USA oder globale indigene Ermächtigungsbewegungen spielten ebenso eine Rolle. In diesem historischen Kontext entwickelten sich beispielsweise feministische oder dekoloniale Strömungen, die Formen der Unterdrückung, wie koloniale, rassistische und sexistische, miteinander in Verbindung setzten (Maldonado-Torres, 2011, S. 2f.). In diesem Zuge wurden bisherige klassische positivistische Vorgehensweisen und ihre unethische und ausbeuterische Art zu forschen kritisch hinterfragt. Unter Begriffen wie zum Beispiel der „postmodernen Wende“, des „interpretive turns“ oder des „reflexive turns“ wurden Fragen um die Beschaffenheit der sozialen Realität und deren Erfahrbarkeit sowie wissenschaftliche Repräsentation, Konzepte und Theorien in den Sozialwissenschaften

² Es ist anzumerken, dass sich die Begriffe „Dekolonisierung“ und „Dekolonialisierung“ unterscheiden. Unter Dekolonisierung wird dabei vor allem das Ende der geographischen und politischen Herrschaft der Kolonialmacht in den Kolonien verstanden. Bei Dekolonialisierung ist eher das Auflösen kolonialer Abhängigkeitsstrukturen auf allen gesellschaftlichen Ebenen gemeint.

aufgeworfen und die positivistische Art Forschung zu betreiben angefochten (England, 1994; Forster, 2014; Mazur, 2021).

In feministischer Forschung zum Beispiel ist das Einbeziehen der Subjektivität der Forschungsperson im methodologischen Vorgehen omnipräsent, denn es wird davon ausgegangen, dass die Realität subjektiv wahrnehmbar ist. Die subjektive Position der Forschungsperson wird dabei nicht als problematisch angesehen, sondern transparent offengelegt und im Sinne von Nachvollziehbarkeit und Authentizität in der Datengewinnung als Qualitäts-Gewinn für die Forschungsergebnisse betrachtet (Brigg & Bleiker, 2010, S. 785). Die Reflexion der eigenen Forscher*innenrolle ist dabei ein grundlegendes methodisches Werkzeug mit dem Ziel ethischen Handelns in einem Netz von Machtverhältnissen (Pillow, 2003, S. 178).

Der „reflexive turn“ bezeichnet eine Neuorientierung in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Erkenntnis wurde nicht mehr nur auf inhaltlicher Ebene in Bezug auf den Forschungs-„gegenstand“ generiert, sondern auch auf Analyseebene, auf welcher Selbst-Reflexion zum Mittel des Erkenntnisgewinns wurde. Er begann vor allem mit Clifford Geertz, der Fragen um Repräsentation und Darstellung aufwarf, wie beispielsweise wer wen repräsentiert und wie in der Forschung darstellt, und so Erkenntnis und Bedeutung generiert. Damit hängt die Betrachtung der Beziehung zwischen dem*der Forscher*in und dem Beforschten, zwischen dem Selbst und dem „Anderen“ zusammen (Forster, 2014, S. 591f.). Bezeichnet als der „interpretive turn“ begann in der Anthropologie die Diskussion um die Subjektivität des oder der Forschenden und das Einbeziehen der persönlichen Forschungserfahrung als Daten. Kritik wurde dabei an klassischer kolonialer Ethnographie, die meist ausbeuterisch war, geübt, wodurch der Zusammenhang mit Machtasymmetrien in Forschungsbeziehungen und der Produktion von Wissen allgemein präsenster wurde (Pillow, 2003, S. 178). Der „postcolonial turn“ thematisiert konkret Machthierarchien in Zusammenhang mit der Produktion von Wissen und Themen um Repräsentation im akademischen Kontext (Narayanaswamy & Schöneberg, 2020, S. 2). Der „decolonial turn“ sieht die durch den Kolonialismus entstandene Strukturen als grundlegendes Problem globaler Ungerechtigkeitsverhältnisse in der modernen Welt, weshalb nach einer Dekolonialisierung aller gesellschaftlicher Bereiche gestrebt wird (Maldonado-Torres, 2011, S. 2).

Der Kanon von objektiver Neutralität, der Distanz zum Forschungs-„gegenstand“ und der Trennung von Forschungssubjekt und „-objekt“ als Pfeiler „guter Datenerhebung“ und damit „guter Forschung“ in den Sozialwissenschaften wurde also grundlegend und zunehmend hinterfragt (England, 1994, S. 81; Hamati-Ataya, 2013, S. 3). Erkennt man das Selbst nun als

Forschungswerkzeug an, muss zwangsläufig auch Subjektivität mitgedacht werden (Bourke, 2014, S. 2). Wie Wanda Pillow (2003, S. 178) schreibt: “When objectivity became open to question, the researcher’s subjectivity also became open to scrutiny“. In diesem Verständnis ist das Streben nach objektivem Erfahren (in den Sozialwissenschaften) naiv und ebenso wenig erstrebenswert, da sich die forschende Person nie von ihrem subjektiven Selbst und der Position, in der sie sich in der Welt befindet, lösen kann (Bourke, 2014, S. 3). Der oder die Forscher*in betrachtet also die Forschung durch eine Linse ihres*seines eigenen Selbst und ist somit integraler Teil der Produktion von Wissen (Brigg & Bleiker, 2010, S. 780). Oder wie Danielle Jacobson und Nida Mustafa (2019, S. 2) schreiben:

Whether one is young, old, a woman, a man, nonbinary, cisgender, trans, a Canadian, an Emirati, White, Black, lower middle class, wealthy, able, with a disability, heterosexual, homosexual, pansexual, and so on—affect the way that we see and interpret the world around us, and how the world sees and interprets us.

Meinungen, Werte, Glaubenssätze, sozialer Hintergrund, Identität, und so weiter – kurz: die Position einer Person in dieser Welt – begleitet einen*eine Forscher*in durch seine*ihre gesamte Forschung und beeinflusst alle theoretischen, methodologischen und analytischen Entscheidungen und Schritte, die in dieser getroffen werden (Vanner, 2015, S. 3). Dies kann als „*situated knowledge*“³ (Haraway, 1988) bezeichnet werden. Ein Ansatz, der Wissen als abhängig von der Person, die es produziert, versteht (Millora et al., 2020, S. 18; Rose, 1997, S. 306f.). Stuart Hall (2018, S. 305) bringt hier auch den Begriff der „*politics of location*“ vor und beschreibt:

This does not mean all thought is necessarily limited and self-interested because of where it comes from, or anything like that. I mean something rather looser—that all thought is shaped by where it comes from, that knowledge is always to some degree ‘positional’. One can never escape the way in which one’s formation lays a kind of imprint on or template over what one is interested in, what kind of take one would have on any topic, what linkages one wants to make, and so on.

Spricht man von Positionalität, geht es darum zu erkennen, verstehen und reflektieren, in welcher Position man sich in der Welt befindet und wie die eigenen Attribute diese Position beeinflussen. Danielle Jacobson und Nida Mustafa (2019, S. 8) merken an: “There is nothing wrong with seeing the world in a particular way, but it is important to be reflexive and explicit about how it may impact our work.” Das Reflektieren der eigenen Rolle und sich damit auseinanderzusetzen, inwiefern die eigene Positionalität einen Forschungsprozess und in weiterer Folge die Produktion von Wissen beeinflusst, sollte demnach eine essenzielle methodologische Komponente jeder wissenschaftlicher Forschung sein (Rose, 1997, S. 308).

³ Kommen Konzeptbegriffe in dieser Arbeit erstmals vor, so werden sie kursiv gekennzeichnet. Im weiteren Verlauf wird darauf verzichtet.

Mittlerweile ist die Reflexion des Selbst in Forschung und Wissensproduktion (vor allem in den Sozialwissenschaften) weitestgehend etabliert (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 583) und ist Thema wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Auch das Einbeziehen von Positionalität gewinnt dabei immer mehr an Bedeutung. Wenn man von Positionalität liest, handelt es sich zumeist um theoretische Betrachtungen oder eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Reflexion der eigenen Position von Forschenden selbst. Empirische Studien zu diesem Thema gibt es jedoch weniger. Diese Arbeit soll hier anknüpfen und möchte eine empirische Auseinandersetzung mit dem Thema Positionalität anstoßen. Dabei soll die folgende Forschungsfrage behandelt werden:

*Welche Rolle spielt Positionalität für Forscher*innen aus dem Globalen Norden, die im Globalen Süden forschen?*

Die Begriffe „Globaler Norden“ und „Globaler Süden“ werden dabei genutzt, um die durch den europäischen Kolonialismus entstandene Hierarchie zwischen dem hegemonialen Europa (und später auch Nordamerika) und dem kolonialisierten Rest der Welt zu beschreiben. Diese Begriffe beziehen sich in der Einbettung der dekolonialen Theorien in dieser Arbeit auf die Folgen des Kolonialismus, die sich in Form von Machtstrukturen nach wie vor auf politischer, sozialer, kultureller, ökonomischer, ökologischer und epistemologischer Ebene zeigen (Maldonado-Torres, 2007; Mignolo, 2011b). Da sich diese Arbeit im Bereich von Forschung und Wissensproduktion befindet, werden diese Begriffe auf die epistemologische und ontologische Ebene angewendet. Was hier als Globaler Norden und Globaler Süden bezeichnet wird, kann anhand des Konzepts der „*abyssal line*“ von Boaventura de Sousa Santos (2015) treffend erklärt werden. Dieses beschreibt die Trennung zwischen den Ländern des Globalen Nordens, welche in Folge der Kolonialisierung eine epistemologische Hegemonie, die ihr Verständnis von Wissen widerspiegelt, produziert haben. Dadurch besitzen diese Länder seither die Definitionsmacht darüber, was als „wahres“ Wissen gilt. Auf der anderen Seite befinden sich die Länder des Globalen Südens, deren Epistemologien, Weltansichten und Seinsweisen denunziert wurden und so gänzlich verstummt beziehungsweise zum Schweigen gebracht oder gar als nicht-existent konstruiert wurden (de Sousa Santos, 2015, S. 1–4). Die Begriffe stellen also epistemologisch-ontologische Kategorien dar, die sich anhand globaler Beziehungen von Wissen und Macht zeigen (de Sousa Santos & Meneses, 2020a, S. xxiii).

Zu verstehen, dass die Subjektivität der forschenden Person die Wissensproduktion beeinflusst ist maßgeblich, um epistemologische Hierarchien nicht zu reproduzieren (Day, 2012, S. 63). Fragen um Positionalität sind besonders dann präsent, wenn machthierarchische Strukturen in einem Kontext vorhanden sind. Dies ist der Fall, wenn Forscher*innen aus dem Globalen

Norden im Globalen Süden Forschung betreiben. Dabei kann es sich sowohl um sozial- wie auch naturwissenschaftliche Forschung handeln. Durch die Reflexion der eigenen Positionalität in der Forschung kann dem negativen Einfluss machtdurchzogener Dynamiken in der Beziehung zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen und zwischen Globalem Norden und Süden innerhalb von Forschung begegnet und diese sichtbar gemacht werden (Berger, 2015, S. 221). Die eigene Position innerhalb von Forschung zu reflektieren ist deshalb wichtig, um zu verstehen, welchen Einfluss das Sein und Verhalten als forschende Person auf das Forschungsfeld und alle Forschungsteilnehmer*innen hat und welche Konsequenz das letztlich für die Wissensproduktion hat (Day, 2012, S. 82). Daher ist das Ziel dieser Masterarbeit grundlegend herauszufinden, welche Rolle Positionalität für Forscher*innen spielt und so ein Bewusstsein für die Bedeutung und Wichtigkeit von Positionalität für wissenschaftliche Forschung zu generieren. Dafür wurde ein qualitativer Forschungsansatz gewählt, denn „qualitative Forschung hat ihren Ausgangspunkt im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der [...] gedachten sozialen Wirklichkeit“ (Kardorff, von, 1995, S. 4). Als methodischer Zugang wurden qualitative Interviews mit Sozial- und Naturwissenschaftler*innen durchgeführt, die im Anschluss mit Hilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2000a, 2010, 2014, 2015) ausgewertet wurden.

Im Folgenden wird der Aufbau dieser Masterarbeit skizziert. Im nächsten Kapitel (vgl. 1) wird auf die theoretische Einbettung dieser Untersuchung eingegangen. Diese stützt sich grundlegend auf Michel Foucault's Verständnis von Diskursen und damit zusammenhängend seinem Konzept von „*power/knowledge*“ (vgl. 1.1). Darauf basierend wird unter dem Punkt 1.2 das Konzept der *Kolonialität/Modernität* in einem dekolonialen Theorieverständnis als erster Diskurs der „modernen“ Welt beschrieben. Im dritten Teil dieses Kapitels (1.3) wird der Zusammenhang dieser Konzepte mit institutionalisierter Wissensproduktion hergestellt. Am Ende wird auf die Dekolonialisierung von Wissenschaft und Forschung eingegangen (vgl. 1.4). Das anschließende Kapitel (vgl. 2) beschäftigt sich mit dem Forschungsstand zu Positionalität und reflexiver Forschungspraxis. Weiter wird in Kapitel 3 das qualitative Forschungsdesign und das methodische Vorgehen dieser Untersuchung geschildert und auf die Gütekriterien qualitativer Sozialforschung eingegangen (vgl. 3.2). Darauf folgend werden in Kapitel 4 die Ergebnisse der Datenauswertung dargelegt (vgl. 4.1, 4.2, 4.3), diese diskutiert und unter Punkt 4.4 die Forschungsfrage final beantwortet. Schließlich wird diese Masterarbeit mit einer *Conclusio* (vgl. *Conclusio*) abgeschlossen.

1 Theoretischer Rahmen

In diesem Kapitel wird der theoretische Rahmen, in dem diese Masterarbeit eingebettet ist, dargestellt. Hierzu werden relevante Konzepte und Begriffe, die für das theoretische Verständnis und die Kontextualisierung des Gegenstands erforderlich sind, ausgeführt und ihre Relevanz erläutert.

Übergeordnet ist der theoretische Zugang in den dekolonialen Theorien zu verorten. Aus dieser Perspektive werden Wissen und die Entstehung der modernen Wissenschaften als basierend auf der europäischen Kolonialgeschichte gesehen. Dazu wird das Kolonialität/Modernität-Paradigma der „Latin American Subaltern Studies Group“ ausgeführt (vgl. 1.2) und der Zusammenhang mit *race*⁴, Subjektivität und Wissen gezogen. Kolonialität/Modernität wird hier als aus dem europäischen Kolonialismus hervorgegangener Diskurs gesehen. Um dessen Wirkmächtigkeit zu verstehen, wird am Anfang dieses Kapitels das Diskursverständnis nach Michel Foucault ausgeführt (vgl. 1.1), wodurch die Verwobenheit von Wissen und Macht und deren Rolle in Diskursen deutlich gemacht wird. Aus dem Verständnis eines kolonialen Diskurses heraus wird in Kapitel 1.3 der Bezug zu institutionalisierter Wissensproduktion im universitären Kontext hergestellt. Dabei wird aufgezeigt, inwiefern Kolonialität/Modernität diese Sphäre in ihrer Ausformung geprägt hat, dies noch tut und welche Folgen das hat. Daraus hervorgehend wird im abschließenden Unterkapitel 1.4 auf die Bedeutung einer Dekolonialisierung der Wissenschaften eingegangen.

1.1 Michel Foucault über Diskurse, Macht und Wissen

Im Diskursverständnis von Michel Foucault bezieht er sich darauf, wie inhaltliches Wissen und dadurch Bedeutungen über Themen und Gegenstände entstehen. Das beinhaltet, was und wie über etwas (nicht) gesprochen wird. Dies beeinflusst in Folge, wie sich Subjekte kontext- und gegenstandsbezogen verhalten. (Foucault, 1972; Hall, 2001, S. 72; Ruoff, 2018, S. 16)

Stuart Hall (2001, S. 72) beschreibt das wie folgt:

Just as a discourse ‘rules in’ certain ways of talking about a topic, defining an acceptable and intelligible way to talk, write, or conduct oneself, so also, by definition, it ‘rules out’, limits and restricts other ways of talking, of conducting ourselves in relation to the topic of constructing knowledge about it.

Ein Gegenstand und das Wissen über diesen definiert dieser folglich nicht selbst, sondern wird durch den Diskurs über ihn produziert und erfahrbar (Hall, 2001, S. 73).

⁴ In dieser Arbeit wird der englische Begriff *race* verwendet, da die deutsche Übersetzung „Rasse“ hier ausdrücklich nicht zutrifft. „Rasse“ würde auf ein pseudowissenschaftliches biologisches Konzept unterschiedlicher „Menschenrassen“ hinweisen. Um dagegen die soziale Konstruktion dieser Kategorie zu betonen, wird der Begriff *race* verwendet. Das Wort „rassifiziert“ wird daher auch ausschließlich unter Anführungszeichen verwendet.

Michael Ruoff beschreibt einen Diskurs nach Michel Foucault als „die Bildung von Wahrheiten in Denksystemen“ (2018, S. 15). Foucault argumentiert, dass diese „Wahrheiten“, die ein Diskurs produziert, in einem historischen und kulturellen Entstehungskontext zu betrachten sind. Ein Diskurs repräsentiert also das Wissen über einen Gegenstand in einem gewissen Kontext und folglich ist dessen Wahrheitsgehalt auch nur in diesem erkennbar und sinnhaft. Dementsprechend stellen Diskurse und das zugehörige Wissen keine objektiven Fakten dar, sondern beinhalten je nach Zeit und Raum unterschiedliche Verständnisse und „Wahrheiten“ über ein Thema. Sie können sich also ständig wandeln. (Hall, 2001, S. 72, 74f.)

Für Michel Foucault hängt diskursives Wissen mit Macht zusammen. Grundlegend ist zu verstehen, dass er Macht nicht in einem dualistischen Sinne von Herrschaft versus Beherrschte sieht und nicht an Institutionen, Regeln oder Gesetze bindet, welche lenken, unterdrücken oder dominieren. Er leugnet zwar nicht, dass sich Macht auch in Form von Herrschaft äußern kann, jedoch handelt es sich seinem Verständnis nach bei Macht mehr um eine omnipräsente und netzartige Kraft, die von unzähligen Punkten ausgeht. Macht ist demnach nicht an ein Subjekt gebunden, sondern überspannt alle Subjekte. Sie durchzieht das soziale Leben und Sein und äußert sich in Form von Strukturen und Beziehungen in diskursivem Wissen und hat in Folge reale Konsequenzen in der gelebten Praxis. Diskursives Wissen kann in diesem Zusammenhang sowohl das Resultat wie auch das Instrument von Macht sein. Das zeigt sich auch in Foucault's Verständnis von Diskursen als sowohl destruktive wie auch produktive. Sie können Wissen übermitteln und produzieren, sowie dieses untergraben und entlarven. (Foucault, 1980, S. 89, 119, 187f.; Hall, 2001, S. 77; Ruoff, 2018, S. 17)

Wissen wird dabei als in einem System von Machtstrukturen befindlich betrachtet. Diese Strukturen bedingen, ob und wie Wissen sich bildet und welches Wissen in welchen Zusammenhängen als „wahr“ angesehen wird. Stuart Hall (2001, S. 76) beschreibt:

Foucault argued that not only is knowledge always a form of power, but power is implicated in the questions of whether and in what circumstances knowledge is to be applied or not. [...] Knowledge linked to power, not only assumes the authority of 'the truth' but has the power to make itself true.

Macht beeinflusst nicht nur Wissen, sondern andersrum bedingt auch das „wahre Wissen“, welche Machtstrukturen (nicht) aufrechterhalten werden. Es wird deutlich, dass Wissen und Macht nicht als voneinander getrennt betrachtet, sondern als ein Netz von Machtbeziehungen und Wissenssystemen verstanden werden. Wird von Wissen gesprochen, muss damit zugleich von Macht gesprochen werden, welche Wissen hervorbringt und stützt. Umgekehrt, wenn von Macht gesprochen wird, muss auch von Wissen als System gesprochen werden, welches Machtbeziehungen aufrechterhält (Foucault, 1980, S. 194, 196; Hall, 2001, S. 75). Diskursives Wissen hängt also mit Dynamiken von Macht zusammen und stellt keine natürlich existierende

Wahrheit dar. Sind Diskurse von Macht durchzogen, ist es daher auch das Wissen. Deshalb konzeptioniert Michel Foucault Wissen und Macht nicht als getrennte Entitäten, sondern spricht von *Macht/Wissen* als ein zusammengehöriges Konzept. (Foucault 1972, 1980)

Michel Foucault beschreibt die Wissenschaften in diesem Zusammenhang als systematisierte Wissenssysteme, welche aus Diskursen resultieren und daher machtdurchzogen sind. Wissen bedingt also Wissenschaft, jedoch nicht umgekehrt. Wissenschaftliches Wissen und Forschungspraktiken bilden sich beispielsweise teils nur als Resultat finanzstarker akademischer Institutionen, profitorientierter Unternehmen oder Regierungen. Alle sind von mal mehr, mal weniger sichtbaren Machtstrukturen durchzogen. Foucault beschäftigt sich also weniger mit der inhaltlichen Geschichte der Wissenschaften, sondern setzt sich mit den Bedingungen ihrer Entstehung auseinander. (Ruoff, 2018, S. 15f., 31)

In diesem Sinne ist auch die Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Kolonialität und deren Einfluss auf die Entstehung moderner Wissenschaft und Forschung in dieser Arbeit zu verstehen. Koloniales Wissen wird als Diskurs gesehen, welcher grundlegend Einfluss auf die Formung der Wissenschaften hatte und diese in Form von Kolonialität fortwährend prägt. Hier wird erneut die Verwobenheit von Wissen und Wissenschaft mit Macht deutlich. Forschungsagenden und wissenschaftliche Wissensproduktion werden hier vor dem Hintergrund eines kolonialen Diskurses betrachtet und sind deshalb untrennbar mit Macht verbunden. Ebenso ist daher das forschende Subjekt mit dessen Sein, Praxis und Position von Macht/Wissen geprägt. (Hall, 2001, S. 79f.)

Stuart Hall (ebd., S. 80) beschreibt die Verwobenheit der Position des Individuums mit Macht/Wissen, was auch für Forschende als individuelle Subjekte im wissenschaftlichen Kontext zutrifft:

Individuals may differ as to their social class, gendered, 'racial' and ethnic characteristics (among other factors), but they will not be able to take meaning until they have identified with those positions which the discourse constructs, subjected themselves to its rules, and hence become the subjects of its power/knowledge.

Da Kolonialität als diskursives und die Wissenschaften beeinflussendes Wissen auch das Verhalten der Subjekte in der Praxis beeinflusst, ist auch das forschende Subjekt in seinem Verhalten und Vorgehen als von Machtstrukturen geprägt zu verstehen. Daher liegt es nahe sowohl wissenschaftliche Diskurse wie auch die Rolle und Position von Forschenden in diesen zu reflektieren und nicht als „natürlich gegeben“ zu betrachten. Reflexive Positionalität stellt dabei einen hilfreichen Ansatz dar.

1.2 Das Konzept der Kolonialität

Versteht man Kolonialität als Folge des europäischen Kolonialismus als den ersten Diskurs der modernen Welt (Castro-Gómez, 2008, S. 274), ist es wichtig seine Wirkungsweisen zu verstehen. Hierzu wird im Folgenden das Konzept der Kolonialität/Modernität ausgeführt.

Das Konzept der *Kolonialität* nach Anibal Quijano (2000) bezieht sich darauf, dass, trotz der politischen Beendigung des europäischen Kolonialismus, Machtbeziehungen und Strukturen, die durch die gewaltvolle Kolonialisierung nicht-europäischer Länder geschaffen wurden, weiterhin global wirken (Brunner, 2018, S. 30f.; Grosfoguel, 2007, S. 219; Quijano, 2007, S. 168). Kolonialität beschreibt also die aus dem Kolonialismus resultierenden Machtstrukturen, die alle gesellschaftlichen Bereiche durchziehen und über die koloniale Administration hinausgehen (Maldonado-Torres, 2007, S. 243; Mignolo, 2011b).

Nach Anibal Quijano (2000) entwickelte sich mit der europäischen Kolonialisierung der Amerikas ab 1492 eine neue Weltordnung, welche bis heute den Planeten dominiert. Diese neue Ordnung legte fortan die Rolle Europas in der Welt und die Beziehungen innerhalb der Weltbevölkerung fest. Sie charakterisiert sich durch zwei Punkte:

1. Ein neuer Modus von Arbeit und Produktion, orientiert an Kapital und Markt, der ein neues Wirtschaftssystem formte: der Kapitalismus. In globalem Maßstab war dieser eine historische sowie soziologische Neuheit und folgte neuen Machtmustern; und
2. die Einführung einer neuen sozialen Kategorie, um die Beziehung zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten zu definieren: die Idee von race als „natürlich“ konstruierte Differenz, die in einer strukturellen Hierarchisierung der Menschheit resultierte. Physiognomische Marker wurden in kulturelle, soziale und biologische übersetzt und mit Bewertungen versehen, welche Identitäten und Beziehungen definierten. (Mignolo, 2012a, S. 16; Quijano, 2000, S. 216)

Anibal Quijano (2000) spricht dabei von einer *kolonialen Matrix der Macht*, die alle Dimensionen sozialen Lebens, über Gender und Sexualität (durch die Werte der christlichen Familie und koloniale Bildung), Autorität (durch institutionelle und militärische Strukturen), Subjektivität (durch den christlichen Glauben und die Idee des säkularen bürgerlichen Subjekts) und Wissen (durch die theologische und säkulare Basis von Wissen und das Konzept von Vernunft) durchzieht und bis zur Aneignung von Land sowie der Kontrolle und Ausbeutung von Arbeit und natürlicher Ressourcen geht (Grosfoguel, 2007, S. 217; Mignolo, 2007a, S. 477f., 2007b, S. 156, 2011b, S. 7; Quijano, 2000).

Weitere Intellektuelle, wie Walter Mignolo, Edgardo Lander, Enrique Dussel, Catherine Walsh, Javier Sanjines, Fernando Coronil, Oscar Guardiola, Ramon Grosfoguel, Freya Schiwy, Nelson

Maldonado-Torres und Santiago Castro-Gomez arbeiteten im Rahmen der „Latin American Subaltern Studies Group“ am Konzept der Kolonialität und weiteren dekolonialen Theoriekonzepten und erweiterten diese um weitere Begriffe und Ansätze (Castro-Gómez, 2008, S. 259f.). Die ökonomische und politische Dimension wird mit der *Kolonialität der Macht* beschrieben, auf epistemologischer Ebene wird die *Kolonialität des Wissens* angewendet und der Dimension von Subjektivität, sowie Gender und Sexualität wird mit der *Kolonialität des Seins* begegnet (Mignolo, 2007a, S. 451). Auf diese wird in weiterer Folge dieses Kapitels genauer eingegangen.

1.2.1 Kolonialität/Modernität

Walter Mignolo brachte in diesem Rahmen die Annahme hervor, dass auch die europäische Moderne ihren Ursprung in der Kolonialisierung der Amerikas und der darauf basierenden europäischen Welthegeemonie⁵ hat und demnach von Kolonialität durchzogen ist. Die Moderne und die Kolonialität konstituieren sich demnach gegenseitig (Brunner, 2018, S. 28; Mignolo, 2011b, S. 3) oder wie Mignolo (2012a, S. 37) sagt: „Modernity [...] carries on its shoulders the heavy weight and responsibility of coloniality.“ Er beschreibt Kolonialität als “the darker side of western modernity” (Mignolo, 2011c). Es wird deshalb auch vom Begriffspaar Kolonialität/Modernität oder der *kolonialen Moderne* gesprochen (Brunner, 2020, S. 39f.; Cupples, 2018, S. 5). Mignolo (2007b, S. 162) fasst zusammen: “Modernity, capitalism and coloniality are aspects of the same package of control of economy and authority, of gender and sexuality of knowledge and subjectivity.” Diese Sichtweise auf die Moderne widerspricht dabei ihrem Narrativ als „gewaltfreie Überbringerin von Demokratie, Menschenrechten und Emanzipation“ (Brunner, 2018, S. 44), die mir ihrer „behaupteten Linearität, Fortschrittlichkeit, Aufgeklärtheit und zivilisatorischen Überlegenheit“ (Brunner, 2020, S. 41) die industrielle Revolution, den Liberalismus und die Entwicklung der Wissenschaften vorangetrieben hat (Smith, 2012, S. 61). In diesem Verständnis wird ihr Ursprung im europäischen Kolonialismus verortet und in Verbindung mit der Einschreibung kolonialer Denk- und Handelsmuster als Mitbegründerin für globale Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse gelesen.

1.2.2 Race und die Kolonialität der Macht

Mit der globalen Ausbreitung des Kapitalismus im 15. Jahrhundert und damit verbunden der Entstehung des atlantischen Dreieckshandels und des transatlantischen Sklavenhandels gingen

⁵ In dieser Arbeit wird das Verständnis von Hegemonie nach Gramsci angewendet. Unter Hegemonie wird hier die Strukturierung von Diskursen und Praktiken, welche einen geteilten Menschenverstand bilden, verstanden. Sie umfasst also mehr als lediglich ein Aufzwingen einer gewissen Weltsicht. Auch hier geht dieser Prozess nicht von einer Person oder Institution aus, sondern ist als Netz von Machtstrukturen zu verstehen. (Connell et al., 2018, S. 748)

globale Macht- und Herrschaftsstrukturen auf politischer und ökonomischer Ebene einher. Dies konzeptioniert Anibal Quijano mit dem Begriff der Kolonialität der Macht (Mignolo, 2002, S. 60). In dessen Kern steht die Kategorie race und die auf Rassismus basierende Produktionsweise des kolonialen Kapitalismus, welche Wohlstand und Privilegien für die europäische Kolonialmacht sicherte (Brunner, 2020, S. 43). Durch die Kontrolle von Produktion, Arbeit und der Verteilung von Ressourcen konzentrierte sich das Kapital geographisch in Europa. Europa entwickelte sich zum zentralen Ort der Ausbreitung kapitalistischer Macht. (Quijano, 2000, 2007)

Überlegenheit und Dominanz wurde von den europäischen Kolonialisten zunächst durch deren christliche Religion begründet. Die Logik war dabei, dass Menschen, die nicht dem christlichen Glauben folgten, keinen Gott und in Folge keine Seele hätten. Seelenlose seien dabei nicht menschlich und befänden sich näher an einem tierischen Zustand (Grosfoguel, 2013, S. 81). Die Indigenen der Amerikas hätten aufgrund ihres fehlenden christlichen Glaubens daher keinen Seins-Status und keine Seele, kämen so einem Objekt gleich und würden der Logik folgend hierarchisch unter den kolonialisierenden Europäer*innen stehen. Das rechtfertigte, dass die Kolonialiserten wie Dinge behandelt und getötet, unterdrückt, ausgebeutet, subsumiert und assimiliert wurden. Die europäische Kolonialmacht entwickelte so eine „natürliche“ Rechtfertigung für eine strukturelle Hierarchisierung, Unterdrückung und Beherrschung der Kolonialiserten. (Dussel, 1995b, S. 39, 46; Maldonado-Torres, 2007, S. 243; Quijano, 2007, S. 171)

Im Zuge der Versklavung afrikanischer Menschen zum Ausbau des transatlantischen Dreieckshandels wandelte sich die Legitimation für strukturelle Unterdrückung von Religion zu einem Rassismus basierend auf dem Marker der Hautfarbe (Grosfoguel, 2013, S. 84). Es wurde eine vertikale Skala sozialer Klassifizierung etabliert, die zuerst an den Glauben, dann an die Hautfarbe und Ethnie gekoppelt wurde und entsprechend weniger oder mehr „Menschsein“ zusprach. Im Zuge des 19. Jahrhunderts etablierte sich dann der Sozialdarwinismus und mit ihm ein verwissenschaftlichter Rassismus. Fortan wurde eine Unterlegenheit und Minderwertigkeit aufgrund von race als in der Biologie liegend betrachtet. Grosfoguel (ebd., S. 83) schreibt dazu: “These institutional racist logics of ‘not having a soul’ in the 16th century or ‘not having the human biology’ in the 19th century became the organizing principle of the international division of labor and capitalist accumulation at a worldscale.” Die eurozentristischen Annahmen wurden in Form eines wissenschaftlichen Rassismus durch die Geistes- und Sozialwissenschaften ein weiteres Mal zu „universellen Fakten“ (Feldman, 2020, S. 146). Diese „rassifizierten“ Kategorien wurden im Zuge der globalen Ausbreitung Europas

als neue soziale Ordnung auf die gesamte Weltbevölkerung angewandt und physiognomische Merkmale genutzt, um sozio-historische und geo-kulturelle Identitäten zu produzieren: „weiße“⁶, „Schwarze“, „Gelbe“, ... und weiter asiatische, afrikanische, ... Menschen. Während der globalen Dominanz der europäischen Kolonialmacht basierte die gesamte Arbeitsverteilung des kapitalistischen Systems und damit verbundene Formen der Ausbeutung auf diesen Kategorien.⁷ (Castro-Gómez, 2008; Feldman, 2020; Maldonado-Torres, 2007, S. 244; Mignolo, 2011b; Quijano, 2000, S. 216ff., 2007, S. 171)

Rassistische Strukturen schaffen nicht nur diskriminierte, sondern auch privilegierte Positionen. Deshalb steht auf der anderen Seite der Zuschreibung von Nicht-Menschlichkeit aufgrund von Religion oder race eine Blindheit gegenüber des *weiß*-seins. Die Universalisierung und Normalisierung von *weiß*-sein als Repräsentation von Menschlichkeit macht das nicht-*weiße*, „rassifizierte Andere“ unmenschlich oder tierisch. Das *weiß*-sein definiert sich über die Abgrenzung zum nicht-*weißen* „Anderen“, wird dem „rassifizierten“ übergeordnet und zu einer ontologischen und epistemologischen Kategorie. Nur durch die Existenz eines anderen, weniger menschlichen kann sich das „wahrhaftig“ Menschliche definieren und seine Überlegenheit untermauern. Dadurch, dass der Diskurs des *weiß*-seins sich selbst universalisiert und normalisiert, stellt er seine Hegemonie sicher. (Moreton-Robinson, 2004, S. 75–78)

Aileen Moreton-Robinson (ebd., S. 78) verdeutlicht die diskursive Beschaffenheit des *weiß*-Seins:

It would be a mistake, however, to assume that whiteness is only found in societies inhabited and dominated by white people or that it functions only where white bodies exist. Whiteness is not just about bodies and skin colour; instead, it is ‘more about the discursive practices that, because of colonialism and neocolonialism, privilege and sustain global dominance of white imperial subjects’ (Shome 1999:107). The hegemony of Western whiteness continues to shape the future of the rest of the world.

Weiß-sein konstituiert die Epistemologie des Globalen Nordens und stellt seine Hegemonie durch seine diskursive Beschaffenheit sicher (ebd., S. 75).

1.2.3 Die Kolonialität des Seins

An dieser Stelle wird auf die Kolonialität des Seins lediglich kurz eingegangen, da ein maßgeblicher Zusammenhang mit der bereits ausgeführten Kategorie von race besteht. Die komprimierte Ausführung dieses Konzepts soll hier im Sinne der Vollständigkeit das Kolonialität/Modernität-Paradigma verständlich darstellen.

⁶ Um die privilegierte Position des *weiß*-Seins nicht unsichtbar zu machen und unbenannt zu lassen, wird *weiß* in dieser Arbeit klein und kursiv geschrieben. So soll diese gewaltvoll angeeignete Position benannt und verdeutlicht werden. (Yun 2013)

⁷ Es ist nicht zu vergessen, dass sich die Bedeutung von race im Laufe der Zeit verändert hat. Es bestehen jedoch Mechanismen rassistischer Diskriminierung fort, die aus dieser Logik resultieren (was unter anderem durch das Konzept der Kolonialität/Modernität aufgezeigt werden soll).

Nelson Maldonado-Torres (2007) prägte den Begriff der Kolonialität des Seins, welcher sich auf das Zusammenspiel von Kolonialität und Subjektivität in Hinblick auf Aspekte von Gender und dem allgemeinen Sein bezieht. Er (ebd., S. 242) beschreibt:

And, while the coloniality of power referred to the interrelation among modern forms of exploitation and domination (power), and the coloniality of knowledge had to do with impact of colonization on the different areas of knowledge production, coloniality of being would make primary reference to the lived experience of colonization and its impact on language.

Die Kolonialität des Seins bezieht sich also auf die gelebte Erfahrung des modernen Subjekts. Die ontologische Ebene des Seins verbindet das Innehaben von Rationalität mit dem Zustand des Seins. Alles Nicht-Europäische besitzt daher keine ernstzunehmende Existenz. Auch Frantz Fanon (1996) ging in seiner Arbeit im Konzept der „*damné*“ (die Verdammten) darauf ein. Ein *damné* ist entweder unsichtbar oder überaus sichtbar, in den Augen der dominanten Gruppe jedoch nie fähig, sich zu wehren, gar in einem Zustand des Nicht-Seins befindlich. Ein *damné* entsteht in einer Welt, die durch die Kolonialität des Seins geprägt ist und ist in seinem Sein „rassifiziert“ und kolonialisiert und in Folge nahe dem Unmenschlichen. (Maldonado-Torres, 2007, S. 242f., 257, 259)

1.2.4 Die „Anderen“ und der Trugschluss der linearen Entwicklung

Auf die Dichotomisierung des „Wir“ versus des „Anderen“ geht auch Enrique Dussel (1993) in seiner Diskussion des „*Myth of modernity*“ ein. Er beschreibt, dass dieser Mythos die eigentliche Heterogenität der Moderne auslöschte und durch die Vorstellung ihrer linearen Entstehung ausgehend von Europa ersetzte. Dies gelang nur durch die Abgrenzung zum „Anderen“, von welchem sich Europa abhob. Er (ebd., S. 66) schreibt dazu:

Modernity as such was ‘born’ when Europe was in a position to pose itself against an other, when, in other words, Europe could constitute itself as a unified ego exploring, conquering, colonizing an alterity that gave back its image of itself.

Im Vergleich zu Europa wurde das „Andere“ als primitiv und unzivilisiert konstruiert. Alle Existenz- und Wissensformen wurden auf einer Skala von „traditionell“ zu „modern“, von „zurückgeblieben“ zu „fortschrittlich“, von „barbarisch“ zu „zivilisiert“ eingeordnet. Sie erscheinen als zeitlich aufeinanderfolgende Phänomene. Die Menschheitsgeschichte wird so als Entwicklung hin zum Zustand der kapitalistischen, in Europa verkörperten Gesellschaft konstruiert und als zu erreichenden Standard auf den gesamten Globus übertragen. So wird die Diversität von Wissen und Sein negiert und die Möglichkeit einer Ko-Existenz von Lebens- und Wissensformen ausgeschlossen. (Castro-Gómez, 2007, S. 429, 433)

An diesen Dualismus schließt Enrique Dussel’s (1993) Konzept der „*Fallacy of developmentalism*“ an. Der *Trugschluss des Developmentalismus* bezieht sich auf den Gedanken, dass der europäische Entwicklungspfad als Vorbild dient, dem alle anderen Länder der Welt folgen müssen. Dabei wird Entwicklung nicht unter soziologischen oder

ökonomischen Bedingungen verstanden, sondern als ontologische Kategorie gesehen (ebd., S. 67f.). Europa besitzt in diesem Szenario also eine außerordentliche Position, die alle „Anderen“ nicht innehaben, weshalb es nach dieser zu streben gilt. Im Sinne einer linearen Entwicklung müssen die „Anderen“ nach dem Vorbild Europas zivilisiert, befreit oder emanzipiert werden oder wie Boaventura de Sousa Santos, Paula Maria Meneses und Arriscado Nunes (2007, S. xxxviii) schreiben: „The global South, underdeveloped, illiterate, sick, becomes an object of intervention, and normalizes the right of the North to intervene and control, adapt, and reshape structures, practices, and ways of life“. Das Narrativ von Entwicklung rechtfertigt demnach paternalistische⁸ Interventionen vom Globalen Norden im Globalen Süden. So wurden globale Asymmetrien geformt, welche sich durch Dichotomisierungen, wie „Geber/Empfänger“, „Lehrer/Lernender“, „Vorreiter/Folgender“, „Gestalter/Ausführender“ ausdrücken (ebd., S. xxxviii).

Die Annahmen der kolonialen Moderne, so auch der modernen Entwicklung, weisen deutliche eurozentristische Dynamiken auf, also dass “before this people [Europäer*innen] every other people have no rights (rechtlos)” (Dussel, 1995a, S. 25). Enrique Dussel setzt *Eurozentrismus* gar mit einer Sakralisierung der imperialen Macht Europas über „den Rest“ gleich (Dussel, 1993, S. 73). Die Moderne stellt hier ein eurozentristisches, regionales oder provinzielles Phänomen dar, in dem Sinne, dass Europa als Start- und Ausgangspunkt für alle weiteren modernen Entwicklungen gesehen wird, ohne außereuropäische Phänomene einzubeziehen. Durch die gewaltvolle globale Ausbreitung Europas und den Universalitätsanspruch kolonialer Hegemonie wurde schließlich aus einer „local history“ ein „global design“, welches sich nach wie vor in den Annahmen moderner Entwicklung wiederfindet. (Castro-Gómez, 2008, S. 274; de Sousa Santos et al., 2007, S. xxxiii; Dussel et al., 2000, S. 469f.; Mignolo, 2012b)

1.2.5 Die Kolonialität des Wissens

Mit der globalen Ausbreitung des Kapitalismus breitete sich ebenso eine eurozentristische Epistemologie aus (Mignolo, 2002, S. 59). Eurozentrismus als Diskurs, der auf der kolonialen Moderne basiert, zeigt sich als Wissensform, welche eine lokale europäische Historie spiegelt, die sich seit der Kolonialisierung in eine globale Hegemonie wandelte (Escobar, 2007, S. 185). Walter Mignolo (2011b, S. 13) beschreibt die Rolle von Wissen in der kolonialen Matrix der Macht wie folgt:

⁸ Paternalismus hat unterschiedliche Deutungsweisen, bezieht sich aber immer auf das Zusammenspiel von Hilfe oder Fürsorge und Macht. Man kann zum Beispiel von Paternalismus sprechen, wenn eine Gruppe mit dem Motiv des Helfens oder Verbesserns eine andere Gruppe bevormundet oder in diese eingreift und dadurch Macht ausübt. Michael Barnett bezieht sich hier auf die historische Dimension von Paternalismus als ein koloniales Charakteristikum, das in Form von Kolonialität auch nach dem Ende des Kolonialismus weiter existiert. (Barnett, 2016, S. 5ff.)

Knowledge in the colonial matrix of power was a double-edged sword: on the one hand, it was the mediation to the ontology of the world as well as a way of being in the world (subjectivity). On the other hand, as far as knowledge was conceived imperially as true knowledge, it became a commodity to be exported to those whose knowledge was deviant or non-modern according to Christian theology and, later on, secular philosophy and sciences.

Diese Vorstellung wurde maßgeblich durch den etablierten Rassismus gestützt, welcher basierend auf eurozentristischen, kapitalistischen und kolonialen Machtstrukturen seit dem 16. Jahrhundert neue materielle und soziale Beziehungen formte. Hier wurde ein Dualismus heraufbeschworen, der alles Europäische allem Nicht-Europäischen gegenübergestellt (Quijano, 2000, S. 221). Die Annahme von Europa als Trägerin von Rationalität sah Wissen eingebettet in einer Subjekt-Objekt-Beziehung. Die Vorstellung war, dass nur die europäische Kultur rational wäre und Subjekte hervorbringen könne, wogegen alles Nicht-Europäische einen unterlegenen Objektstatus besitze. Das Subjekt ist dabei fähig, „rationales“ und „wahres“ Wissen zu erzeugen, wogegen dem Objekt die Fähigkeit zu Erkenntnis und Reflexion abgesprochen wird (Brunner, 2020, S. 50; Castro-Gómez, 2008, S. 269–273). Diese konstruierte Subjekt-Objekt-Beziehung zwischen Europa und dem Rest der Welt macht letztere lediglich zu Objekten des Wissens, die es zu beforschen/ausbeuten/unterdrücken/... gilt und die folglich keinen Beitrag zu Wissenschaft und Forschung leisten könnten (Mignolo, 2012a, S. 13; Quijano, 2000, S. 221, 2007, S. 174; Smith, 2012, S. 64). Eine Entstehung und Verbreitung von krediblem Wissen von anderen Quellen als Europa wurden als unmöglich angesehen. Dies beschreibt Walter Mignolo (2002, S. 59) als *Geopolitiken des Wissens*. Europa wird als der räumliche Ausgangspunkt von wissenschaftlicher Wahrheit, und allgemein „wahrem“ Wissen, gesehen und diese dadurch universalisiert, wogegen alles andere marginalisiert und so stummgehalten wird (Walsh, 2007, S. 224).

Wissen im Kontext von Kolonialität hat nicht nur physische, politische und ökonomische Unterdrückungsformen legitimiert, sondern auch Wissensformen und Weltansichten der Unterdrückten denunziert, systematisch ausgelöscht und durch das „wahre“ Wissen der Kolonialmacht ersetzt (Brunner, 2018, S. 29; Quijano, 2007, S. 170). Die Moderne und ihre „Errungenschaften“, wie die Wissenschaften, werden als einzig wahre Form der Wissensproduktion verstanden. Daraus folgt das Zum-Schweigen-Bringen anderer Epistemologien und Wissensformen (Castro-Gómez, 2007, S. 433). Boaventura de Sousa Santos beschreibt diese Vernichtung von Wissen als *Epistemizid* in Anlehnung an den Begriff des *Genozids*, der Vernichtung von Menschen(-gruppen) (de Sousa Santos und Meneses, 2020). Dies geschah zum einen durch die genozidale Auslöschung der Quellen von diversem Wissen und ihren Praktiken, also die Ermordung der „Anderen“. Auf der anderen Seite führte auch erzwungene Assimilation zur Ausrottung von Lebens- und Seinsweisen und diversen Formen

von Wissen (Feldman, 2020, S. 142). Dieses Selbstverständnis über das Innehaben von „wahrem“ Wissen ist das Resultat der zuvor beschriebenen rassistischen Hierarchisierung und Klassifizierung, in denen sich die Kolonialmacht allem anderen überordnet (Lander, 2000, S. 527f., zit. nach Brunner, 2020, S. 46f.). So wurde ein erhöhtes Bild der europäischen Kultur produziert, das mit Macht verbunden wurde und nach dem es zu streben galt. Durch ihre politische, militärische und technologische Überlegenheit etablierte sich so ein hegemonialer europäischer Diskurs (Quijano, 2007, S. 170). Die Selbsterhöhung der europäischen Kolonialmacht ist also die Voraussetzung für ihren Universalitätsanspruch (Brunner, 2020, S. 51). In diesem Sinne kann die Unterwerfung der Kolonialiserten und die Vernichtung von Leben (Genozid) und Wissen (Epistemizid) als Grundlage für die alleinige Beanspruchung der Vernunft durch Europa und weiter für das Wissen der modernen/kolonialen Welt gesehen werden. (Grosfoguel 2013)

1.2.6 Epistemische Gewalt

Aufbauend auf der Kolonialität der Macht und des Wissens wird folgend der Begriff der *epistemischen Gewalt* nach Claudia Brunner (2018; 2020) ausgeführt. Wie bereits dargestellt ist Wissen eine fundamentale Dimension für die koloniale Ausbreitung Europas gewesen. Durch die religiöse, biologische und kulturelle Hierarchisierung der Weltbevölkerung wurde physische sowie epistemische Auslöschung gerechtfertigt. In diesem Sinne war die europäische Epistemologie konstituierend für die koloniale Ausbreitung und umgekehrt war diese konstitutiv für eine Hegemonie europäischer Epistemologie. (Brunner, 2020, S. 58)

Im dekolonialen Sinne wird durch das Konzept der Kolonialität deutlich, inwiefern die koloniale Expansion Europas die Entwicklung des heutigen Wissenschaftsverständnisses beeinflusst hat (ebd.: p. 74). Da in diesem Verständnis die Moderne als basierend auf dem europäischen Kolonialismus gewaltvoll ist, kann sie nicht als die emanzipatorische Leistung Europas betrachtet werden, als die sie sich ausgibt. Die Gewaltförmigkeit der Moderne wird im Selbstverständnis Europas jedoch unsichtbar gemacht. Diese unsichtbaren Gewaltpraktiken setzen sich auch in den modernen Wissenschaften fort (Brunner, 2018, S. 28f.). Durch den Kolonialismus produzierte Differenzen und Hierarchien werden so (re)produziert und gleichzeitig die Gewaltförmigkeit von Wissen normalisiert (ebd.: S. 30; 2020, S. 13). Europa und der gesamte Globale Norden ist dabei das Zentrum „legitimen und zivilisierten Wissens“ und richtet darüber, was als solches gilt beziehungsweise nicht gilt (Smith, 2012, S. 66).

Vor diesem Hintergrund definiert Brunner (2018, S. 26) epistemische Gewalt als „die Gewaltförmigkeit von Wissen(schaft) selbst“. Oder genauer:

Als jene Dimension gewaltförmiger gesellschaftlicher Verhältnisse, die im Wissen selbst, in seiner Genese, Ausformung, Organisation und Wirkmächtigkeit angelegt ist (Brunner 2013: 228-229). Der schillernde Begriff epistemische Gewalt inkludiert also epistemologische, theoretische und konzeptionelle Aspekte ebenso wie politische, wissens-soziologische, institutionelle und ökonomische. (ebd., S. 27)

In einem dekolonialen Verständnis hat epistemische Gewalt „eine spezifische Herkunft (Europa), eine spezifische Geschichte (Kolonialismus), spezifische Funktionsweisen (Rassismus/Sexismus und globale Arbeitsteilung) und bringt ganz spezifische Subjekte hervor“ (Brunner, 2018, S. 42). Sie hat gleichzeitig die Macht zu definieren wie auch zu legitimieren und ist so in der Lage ihre eigene Gewaltförmigkeit zu verschweigen und ein neutrales, rationales Bild von sich zu zeichnen. Aus dekolonialer Sicht wird diese Gewaltfreiheit, Neutralität und Objektivität kritisiert und als unmöglich betrachtet. Vor diesem Hintergrund und im Bewusstsein dieses Verständnisses von Wissen(schaft) liegt die Forderung nach einer Überwindung der Kolonialität in Form einer Dekolonialisierung von Wissen(schaft) (vgl. 1.4) und ihrer Subjekte nahe (Brunner, 2018, S. 27, 41f., 2020, S. 14). Reflexive Positionalität (vgl. 2.1.3) kann dabei helfen epistemischer Gewalt in den Wissenschaften entgegenzuwirken.

1.3 Das Erbe des Kolonialismus im Kontext institutionalisierter Wissensproduktion

Wie im bisherigen Verlauf dieses Kapitels ausgeführt, basiert die Hegemonie des Globalen Nordens auf der eurozentristischen Annahme ihrer Universalität wodurch andere Formen von Wissen und Sein als untergeordnet verstanden werden. Durch die Kolonialität des Wissens bleibt die eurozentristische Hegemonie aufrecht und der Globale Norden existiert als einziger Produzent „wahren“ Wissens. (Walsh, 2007, S. 225, 229)

Im Folgenden werden Aspekte der kolonialen Wirkmächtigkeit im Kontext der institutionalisierten Wissensproduktion und universitärer Forschung herausgearbeitet.

1.3.1 Das koloniale Subjekt in den Wissenschaften

Betrachtet man die moderne Universität und ihre Wissensstrukturen, muss der Kartesianismus, die Philosophie nach René Descartes, die im 17./18. Jahrhundert die moderne Philosophie einläutete, betrachtet werden. Descartes' Ausdruck „ego cogito“/„Ich denke, also bin ich“ legt dabei den Grundstein für eine neue Art des Denkens. Das Christentum mit Gott als Autorität des Wissens wird hier durch das „Ich“, welches in der Lage ist Wissen zu produzieren, ersetzt. Descartes sieht dabei das Ich als Gott-gleich an, welches unabhängig von Zeit und Raum neutrales und universales Wissen produzieren kann. (Grosfoguel, 2013, S. 75)

Die Annahme beruht zum einen auf einem ontologischen Dualismus, der Körper und Geist trennt. Demnach sei der Geist unabhängig und losgelöst vom weltlichen Körper und daher in der Lage aus einem Gott-ähnlichen Blick Wissen zu produzieren. Wären Geist und Körper eins,

müsste Wissen als abhängig vom Körper, situiert an einem gewissen Ort in der Welt produziert, gesehen werden. Weiter begründet René Descartes seine Philosophie auch epistemologisch. Er nimmt an, dass das Ich eine Gewissheit in der Wissensproduktion nur durch einen internen Dialog mit sich selbst erreichen kann. So fällt der soziale und historische Kontext des Subjekts in der Produktion von Wissen weg. Nur durch den ontologischen Dualismus und den Selbstdialog des Subjekts kann das menschliche Ich Wissen produzieren, welches un-situiert und nicht-positioniert aus einer Gott-ähnlichen Perspektive entspringt. (ebd., S. 75f.)

Grundlegend ist anzumerken, dass der europäische Kolonialismus die Bedingung für den universalisierenden Anspruch René Descartes' Gott-ähnlicher Wissensproduktion war. Seinem „ego cogito“/„Ich denke, also bin ich“ geht ein „ego conquiro“/„Ich erobere/unterwerfe/nehme ein, also bin ich“ voraus. In Bezugnahme auf Enrique Dussel schreibt Ramón Grosfoguel (ebd., S. 77): „The arrogant and idolatric Godlike pretention of Cartesian philosophy is coming from the perspective of someone who thinks of himself as the center of the world because he has already conquered the world.“ Das „ego conquiro“-Gedankengut des europäischen Kolonialismus ist die Grundlage für das „Ich denke“, welches den christlichen Gott durch das Ich, ausgestattet mit eben diesen Gott-ähnlichen Attributen, als Produzent von Wissen ersetzt: „After having conquered the world, European man achieve ‘God-like‘ qualities that gave them epistemic privilege“ (ebd., S. 77). Ein „I exterminate, therefore I am“/„Ich vernichte, also bin ich“ der kolonialen/modernen Welt ist dabei die sozio-historische Bedingung, die das „ego conquiro“ mit dem „ego cogito“ verbindet (ebd., S. 77). Es wird also deutlich, dass in der Begründung des modernen Ego nicht nur die Erfahrung der Entdeckung und Aufklärung, sondern besonders der Eroberung und Unterwerfung konstituierend ist (Dussel, 1993, S. 74). Die angenommene Unterlegenheit und Minderwertigkeit der kolonialisierten Welt als Resultat kolonialer Genozide/Epistemizide war in Descartes' „Ich denke, also bin ich“ also strukturell bereits inskribiert. Es war klar, dass das Ich den westlichen *weißen* Mann spiegelte. Die andere Seite des „Ich denke, also bin ich“ ist die sexistische und rassistische Struktur des „Ich denke nicht, also bin ich nicht“, was Nelson Maldonado-Torres (Maldonado-Torres, 2007) mit der Kolonialität des Seins fasst. Das unterlegene, nicht-Europäische ist nicht im Stande zu denken und daher entfernt vom menschlichen Sein (Grosfoguel, 2013, S. 86f.). Die kartesianische Philosophie beeinflusste die Wissensproduktion des Globalen Nordens maßgeblich und tut es noch. Dies zeigt sich in der Annahme von Objektivität oder Neutralität durch die Trennung von Subjekt und „Objekt“ im Positivismus. Auch Unvoreingenommenheit und Kontextunabhängigkeit in der Wissensproduktion stellen im positivistischen Sinne

Gütekriterien „guter und valider Wissenschaft“ dar, an denen Wissenschaftliches von Nicht-Wissenschaftlichem unterschieden wird (Grosfoguel, 2013, S. 76; Mazur, 2021).

In Bezug auf das Subjekt innerhalb der modernen Wissenschaft und Philosophie spricht Ramón Grosfoguel von einer „*geo-politics of knowledge*“. Das kartesische „*ego cogito*“/„Ich denke, also bin Ich“ ist dabei die Basis. Das sprechende Subjekt als Gott-ähnlich wird als unsichtbar, verschleiert und nicht existent in der wissenschaftlichen Analyse konstruiert. Es spricht sich von seiner ethnischen/sexuellen/gegenderten epistemischen Verortung frei und schafft so den Mythos der Nicht-Situiertheit, Universalität und Objektivität des wissenschaftlichen Subjekts. Dies verdeckt und verbirgt, wer spricht sowie von welchem geo-politischen und körperpolitischen epistemischen Standpunkt innerhalb der Strukturen von kolonialer Macht und Wissen gesprochen wird. Diese epistemische Strategie war/ist wesentlich für die Hegemonie des Globalen Nordens. Die Position des sprechenden Subjekts zu verstecken, machte erst die konstruierte Hierarchie zwischen über- und unterlegenem Wissen und in Folge zwischen über- und unterlegenen Menschen, also letztlich die europäische koloniale Ausbreitung und Dominanz, möglich. (Grosfoguel, 2007, S. 213f.)

Der Dualismus von Körper und Geist und die damit verbundene Annahme der neutralen Wissensproduktion hat auf der anderen Seite zur Folge, dass das *weiß*-sein des erkennenden Subjekts gelöscht wird. Die Rolle des Subjekts wird „ent-rassifiziert“, was das *weiß*-sein zu einem gegebenen Marker des erkennenden Subjekts macht (Moreton-Robinson, 2004, S. 81). Aileen Moreton-Robinson (ebd., S. 87) schreibt zum Verhältnis zwischen *weiß*-Sein und Wissensproduktion:

The power relations inherent in the relationship between representation, whiteness and knowledge production are embedded in our identities. They influence research, communication and our everyday lives. Whiteness as a regime of power that secures hegemony through discourse has material effects on the entire social structure [...]. The equation of whiteness with humanity secures a position of power from which whiteness reproduces itself and contributes to mainstream epistemologies' refusal of the specificity of the knowing subject.

Weiß-sein wird, als natürlicher Status konstruiert, zu einer unsichtbaren Position in der wissenschaftlichen Wissensproduktion und Universität. Damit wird auch *weißes* Privileg und Überlegenheit normalisiert (Van Milders, 2018, S. 46). In Hinblick auf Dekolonialisierungsbestreben wäre es also für die Wissenschaft wichtig, anzuerkennen, dass die wissenschaftliche Wissensproduktion, verwoben mit der kolonialen Moderne, kulturell und race-bezogen voreingenommen und sozio-historisch situiert ist (Moreton-Robinson, 2004, S. 88). Bewusste Reflexion und ein Einbeziehen von Positionalität in Wissenschaft und Forschung können dabei hilfreich sein.

1.3.2 Die Strukturen und Wirkmächte der modernen Universität

Die moderne Universität basiert in einem dekolonialen Verständnis in ihren epistemischen Strukturen auf den rassistischen und sexistischen Strukturen der institutionalisierten Wissensproduktion. Diese sind in der Genese der akademischen Wissenschaften internalisiert und daher unsichtbar gemacht. Sie sind normalisiert und werden nicht hinterfragt oder wie Ramón Grosfoguel (2013, S. 87) schreibt: „There is no scandal in this because they are a reflection of the normalized racist/sexist epistemic structures of knowledge of the modern/colonial world.“

Die rassistische Dimension äußert sich in einer „*white superiority*“, *weißer Überlegenheit* oder *Suprematie*, und nicht-*weißer* Unterlegenheit in der Universität und in akademischer Wissensproduktion (Van Milders, 2018, S. 42). Nicht nur „rassifizierte“, sondern auch gegenderte und klassifizierte Inklusion und Exklusion zeigen sich strukturell in der gegenwärtigen Universität und im vorherrschenden Wissenskanon. Das zeigt sich an Beispielen wie der höheren Ausscheide-Quote Studierender marginalisierter Gruppen oder der geringeren Aufstiegschancen von Universitätspersonal, das weiblich ist oder Minderheiten-Gruppen angehört. Die Barrieren, die *weiße* Privilegien und Überlegenheit aufrechterhalten zeigen sich besonders in eurozentristischen Curricula, einer Hegemonie des Gebrauchs von Englisch in Forschung und Lehre sowie im internationalen Vergleich in einer allgemeinen Überlegenheit und höheren Bewertung von Universitäten aus dem Globalen Norden gegenüber denen aus dem Globalen Süden. (Connell, 2017, S. 6; Van Milders, 2018, S. 45, 50)

1.3.3 Provinzialismus getarnt als Universalismus – Eurozentrismus in den Wissenschaften

Wie bereits im Verlauf dieses Kapitels angeschnitten, wurde die *weiße* Anglo-europäische Weltsicht als Maßstab für den Rest der Welt konstruiert. Die Folge war die Subsumierung, Verdrängung und Entwertung anderer Weltsichten, Wissensinhalte und Seinsweisen durch epistemische Gewalt. Der Eurozentrismus wurde zum globalen hegemonialen Wissenssystem. (Feldman, 2020, S. 142)

Ramón Grosfoguel (2013) beschreibt dies als „*Provinzialismus*“. Ähnlich dem Konzept der Geopolitiken des Wissens (Mignolo, 2002) (vgl. 1.2.5) werden hier wissenschaftliche Theorien und Wissen als basierend auf der eurozentristischen Weltsicht betrachtet. Sie gründen sich lediglich auf der Realität des Anglo-europäischen Teils der Welt und werden deshalb als provinzial verstanden. Der Universalitätsanspruch führt dann zu der Annahme diese anglo-eurozentristischen Theorien könnten auch die Lebensrealitäten der restlichen Welt erkennen und erklären. Bezogen auf die Ebene des Wissens schließt sich hier der Kreis zum Konzept der

„local history/global design“ (Mignolo, 2012b) (vgl. 1.2.4). Grosfoguel (2013, S. 74) bringt den Gedanken zu Ende:

As a result, our job in the Westernized university is basically reduced to that of learning these theories born from the experience and problems of a particular region of the world (five countries in Western Europe) [und später auch Nordamerika] with its own particular time/space dimensions and ‘applying’ them to other geographical locations even if the experience and time/space of the former are quite different from the latter. These social theories based on the social-historical experience of men of five countries constitute the foundation of the Social Sciences and the Humanities in the Westernized universities today.

Die Wissenschaften werden in diesem Verständnis als ein Produkt der kolonialen Moderne verstanden und haben folglich eine eurozentristische Weltsicht internalisiert. Dies ist damit begründbar, dass sie als Antwort auf europäische Problemstellungen, zu einem Zeitpunkt als Europa die Welt dominierte, entstanden sind. Zwangsläufig spiegelt sich dies in der Wahl der Themen, der Theorienbildung, der Methodologie und Epistemologie, welche den Kontext reflektierten, in dem sie entstanden sind (Wallerstein, 1997, S. 93f.).

1.3.4 Extraversion und die globale Wissensökonomie

Die Folge der bisher ausgeführten hierarchischen Wirkmächte eurozentristischer Wissenschaft werden beispielsweise in einer Haltung der *Extraversion* des Globalen Südens, einer Orientierung an dem externen Ursprung intellektuellen Wissens, sichtbar. Der Globale Süden nimmt also an, dass die Quelle von Expertise und Kompetenz außerhalb ihrer eigenen Gesellschaft liegt (Connell, 2014b, S. 552ff., 2017, S. 7). Syed Hussein Alatas (2000, S. 30) beschreibt die extraversive Haltung und deren Folgen anschaulich:

We have another instance. A foreign scholar writes a book on, let us say, Singapore. A foreign publisher will publish it. A foreign reviewer will review it in a foreign journal, but it will be sold in Singapore, and used by Singapore students. This is a strange situation. Can you imagine a Japanese writer writing a book on the American national character, published in Japan, reviewed by a Japanese scholar, popularized by the Japanese propaganda machinery and eventually sold in the United States, resulting in thousands of students seeing their own country through Japanese eyes? This does not happen in Europe and the United States. Those who are writing on American history are Americans themselves. Other American scholars will review their works. As a result, the standard of scholarship of their country is high because there are many people really critical of each other's works. In our case, there is more scholarship on our region done abroad, reviewed abroad, assessed abroad and consumed here. Therefore, there is less scholarly debate locally.

Er (ebd., S. 37) beschreibt diese Haltung auch als „*captive mind*“. Ein Geist, der gefangen ist in den Kategorien und Denkweisen des Globalen Nordens. Dadurch fehlt es ihm an Kreativität, er imitiert den Globalen Norden und es wird nach ständiger Akzeptanz und Anerkennung durch die dominierende Macht gesucht (ebd., S. 30). Das zeigt sich beispielsweise darin, dass Intellektuelle und Wissenschaftler*innen aus dem Globalen Süden Lehrreisen nach Europa unternehmen, um dort an Trainings oder Workshops teilzunehmen, sich weiterzubilden und Erfahrung in Europa zu sammeln, um diese wieder im Globalen Süden anwenden zu können (Connell, 2014a, S. 211). Akademiker*innen aus dem Globalen Norden dagegen reisen in den

Süden, um Vorlesungen oder Vorträge zu halten oder Feldforschung zu betreiben (Connell, 2017, S. 7). Raewyn Connell (2014b) konzeptualisiert das, angelehnt an Paulin J. Hountondji (1997), mit der „*global economy of knowledge*“, der *globalen Wissensökonomie*, die globale Arbeitsteilung in den Wissenschaften als Folge des imperialen europäischen Kolonialismus. Hier weist sie darauf hin, dass das Narrativ der modernen Wissenschaften außer Acht lässt beziehungsweise verschweigt, dass die Produktion wissenschaftlichen Wissens maßgeblich durch den Rückgriff auf im Globalen Süden gesammelte Daten geschah (und teils noch geschieht) (Connell, 2014b, S. 551). Damit beschreibt Connell, dass der Globale Süden der Datenpool für die Theoriebildung im Globalen Norden war (und ist). Daten wurden im Globalen Süden erhoben, exportiert und dann im Globalen Norden importiert, um diese zu verarbeiten und Theorien und Methoden zu produzieren. Diese wurden dann wiederum im Globalen Süden angewendet. Die Rolle des Globalen Südens ist es, Daten zu liefern und später Wissen in Form von Theorie, Technologie und Methodik aus dem Norden anzuwenden. Der Globale Norden produziert ebenso Daten, der entscheidende Unterschied ist jedoch, dass er auch Theorien und Anwendungsmöglichkeiten produziert. Es erfolgt also eine Datenextraktion im Globalen Süden und eine Wissensproduktion im Globalen Norden (S. H. Alatas, 2000, S. 25; Connell, 2014a, S. 211; Connell et al., 2018, S. 739). Das führt auch zu Spannungen zwischen Theorien aus dem Norden und gelebten Realitäten im Globalen Süden (Connell, 2014b, S. 554). Connell (2017, S. 6) schreibt:

The expansion of European (and later American) empires, over the 450 years or so after 1500 CE, produced a huge dividend of silver, sugar, cotton, oil, slaves, taxes and markets. It also produced a knowledge dividend. Data about geology, oceans, plants and animals, atmosphere, languages, social customs and much more flowed back to the metropole [Globaler Norden] from explorers, merchants, officials and missionaries. This was increasingly intentional and organized.

Die Haltung der Extraversion im Globalen Süden und die globale Wissensökonomie hängen mit einer „*academic dependency*“ (S. F. Alatas 2006) zusammen. Die „*academic dependency theory*“, entstanden in den 1950er Jahren in Brasilien, befasst sich in diesem Zusammenhang mit der globalen Beschaffenheit der Sozialwissenschaften. Die akademische Dependenztheorie besagt, dass die Sozialwissenschaften (wobei sich das gleichermaßen auch auf die anderen wissenschaftlichen Disziplinen anwenden lässt) des Globalen Südens intellektuell von denen aus dem Globalen Norden abhängig sind. Das zeigt sich darin, dass Forschungsagenden, Problemdefinitionen, Methodologien und Gütekriterien von Institutionen aus dem Globalen Norden bestimmt werden. (S. F. Alatas, 2003, S. 602f.)

1.3.5 Intellektueller/akademischer Imperialismus

Um akademische Dependenz zu verstehen, wird an dieser Stelle auf *intellektuellen/akademischen Imperialismus* eingegangen. Intellektueller Imperialismus ist so

zu verstehen, dass akademisches Wissen aus dem Globalen Norden in den Kolonien angewandt und genutzt wurde, um die Kolonisierten zu „kultivieren“. Dies geschah während der Kolonisierung durch das Errichten von Schulen, Universitäten und Publikationsstätten und die Kontrolle dieser in den Kolonien durch die Kolonialmacht. Akademischer Imperialismus folgt den gleichen Strukturen, wie politischer oder ökonomischer Imperialismus mit den Merkmalen der Ausbeutung, Bevormundung, Anpassung sowie der Abwertung lokaler Intellektueller und damit der Aufwertung europäischer Gelehrter und der Annahme, die koloniale Mission wäre im Sinne der Zivilisierung gerechtfertigt (S. F. Alatas, 2003, S. 600f.; S. H. Alatas, 2000, S. 23f.). Kurz, Imperialismus im politischen und ökonomischen Sinne bezeichnet die Unterwerfung von Menschen zum Vorteil der Dominierenden. Intellektueller Imperialismus meint die Dominierung von Menschen in deren Denk- und Wissenssystem durch andere (S. H. Alatas, 2000, S. 24). Der Grundbaustein von intellektuellem Imperialismus ist dabei die Annahme, die „Anderen“ hätten weniger intellektuelle Kompetenz und Kreativität, wobei es den Globalen Norden bräuchte, um diese eingeschränkte Kompetenz zu entfalten. Daraus resultiert eine Ideenabhängigkeit des Globalen Südens vom Globalen Norden (Extraversion, „captive mind“). Weiter wird eine Aufgeschlossenheit des Globalen Südens gegenüber den Ratschlägen des Globalen Nordens und einer dementsprechenden Leitung und Führung erwartet. Alles bereits erreichte von Seiten des Globalen Südens wird als defizitär und un abgeschlossen betrachtet. Ganz grundlegend könne der Globale Norden Maßstäbe für den Rest der Welt setzen, jedoch nicht umgekehrt. (e.bd., S. 36)

Die wesentlichen Dimensionen von globaler akademischer Abhängigkeit nach Syed Farid Alatas (2003, S. 604) sind:

- Abhängigkeit von Ideen aus dem Globalen Norden und deren Träger*innen
- Abhängigkeit von Technologie und Bildung aus dem Globalen Norden
- Abhängigkeit von Hilfsmitteln für Forschung und Lehre aus dem Globalen Norden
- Abhängigkeit von Bildungsinvestitionen aus dem Globalen Norden
- Abhängigkeit des Wissens und Fähigkeiten aus dem Globalen Süden je nach Bedarf im Globalen Norden

Wurde während der Kolonialzeit akademischer Imperialismus durch die koloniale Macht aufrechterhalten, so ist es seit der politischen Unabhängigkeit die akademische Dependenz des Globalen Südens vom Globalen Norden, die akademischen Neokolonialismus stützt (S. F. Alatas, 2003, S. 602).

Was die globale Wissensökonomie und die akademische Dependenz in der Praxis mit sich bringen, sind zum Beispiel eine Lücke zwischen Globalem Norden und Süden in Bezug auf

wissenschaftliche Publikationen oder Ressourcen, die für Forschung zur Verfügung stehen. Im Globalen Norden wird Wissenschaft oft vom Staat oder großen Unternehmen finanziert, was zur Folge hat, dass quantitativ mehr Forschungsergebnisse aus dem Norden kommen. Forschung im Globalen Süden ist oft abhängig von Förderprogrammen oder Finanzierung durch NGO's, wodurch Forschung meist durch ökonomische Entwicklungsagenden beeinflusst ist (Connell, 2014b, S. 558f., 2017, S. 5; Dannecker, 2020, S. 180, 2022, S. 1720f.). Das äußert sich auch darin, dass sich global renommierte Universitäten, Forschungszentren, Publikationshäuser und Verlage im Globalen Norden befinden. Eine deutliche Ungleichheit zwischen Globalem Norden und Süden bezieht sich dabei nicht nur auf eine Lücke bezüglich materieller Ressourcen oder ausgebildetem Personals, sondern dadurch auch auf Prestige und Anerkennung im akademischen Kontext (Connell et al., 2018, S. 744f., 748). Das zeigt sich auch in der Anzahl wissenschaftlicher Publikationen. Die Mehrheit der Publikationen kommt nach wie vor aus Europa oder den USA. Selbst wenn es um Themen des Globalen Südens geht, wird sich meist auf Theorien aus dem Globalen Norden bezogen (Connell, 2014b, S. 553). Raewyn Connell (2017, S. 8) geht auf die Folge dieser „publication gap“ ein:

To publish in metropolitan [Globaler Norden] journals, one must write in metropolitan genres, cite metropolitan literature, become part of a metropolitan discourse. For a social scientist, this means either describing one's own society as if it were the metropole, suppressing its specific history; or describing it in the mode of comparison, placing its specificity within metropolitan frameworks.

Dass der Globale Norden in der Produktion von akademischem und wissenschaftlichem Wissen federführend ist, zeigt sich in allen Bereichen und Disziplinen von den Naturwissenschaften über die Technologie hin zu den Geistes- und Sozialwissenschaften. Besonders deutlich ist es an der quantitativen Mehrheit an Forschungspublikationen, die aus dem Globalen Norden kommen, dass die hochrangigen Journale von dort kommen und die angesehenen Universitäten und Forschungsinstitute geographisch im Globalen Norden angesiedelt sind. Dadurch kann der Globale Norden den hegemonialen Eurozentrismus in der Wissensproduktion auch aktiv aufrechterhalten. (Connell et al., 2018, S. 738f.)

1.4 Die Dekolonialisierung von Wissenschaft und Forschung

Eine Dekolonialisierung von Wissenschaft basiert auf der Annahme, dass der Kampf um soziale Gerechtigkeit auch ein Kampf um kognitive Gerechtigkeit sein muss (de Sousa Santos, 2015, S. 5; de Sousa Santos et al., 2007). Versteht man Wissenschaft und Forschung nun als „a set of ideas, practices and privileges that were embedded in imperial expansionism and colonization and institutionalized in academic disciplines, schools, curricula, universities and power“ (Smith, 2012, S. x), welche sowohl im Globalen Süden wie auch im Globalen Norden existieren, ist eine Dekolonialisierung der modernen Wissenschaft, Universität und Forschung

und folglich auch der wissenschaftlichen Subjekte die logische Folge, um nach sozialer und kognitiver Gerechtigkeit zu streben.⁹

Das Kolonialität/Modernität Paradigma setzt sich dabei dem entgegen, was Alice Feldman (2020, S. 143) als „*colonial amnesia*“ bezeichnet. Das Stillschweigen über die Wurzeln der kolonialen Moderne und ihrer „Errungenschaften“, wie den Wissenschaften, soll aufgedeckt und dekonstruiert werden. Nicht-eurozentristisches Wissen, das durch die koloniale Matrix der Macht Epistemiziden zum Opfer gefallen ist, soll zurückgewonnen und in den Vordergrund gerückt werden (Cupples, 2018, S. 5): Ein „Dezentralisieren des Eurozentrismus“ (Feldman, 2020, S. 143) in den Wissenschaften. Ein nächster Schritt ist das Anerkennen verschiedener Epistemologien, Ontologien, Wissenssysteme, Weltansichten, Denk- und Handlungsformen als essenzieller Bestandteil der Dekolonialisierung von Wissenschaft und Forschung (ebd., S. 157). Eines der Konzepte in diesem Zusammenhang, eingebracht von Walter D. Mignolo (2007a), ist das „*De-linking*“. Auch er sieht den Startpunkt einer dekolonialen Wende in der Dekolonialisierung von Wissen. Dafür ist es notwendig marginalisierten und unterdrückten Epistemologien und Wissensformen eine Stimme zu geben. Hierauf kann dann eine Stärkung von Ökonomien, Politiken und Lebensformen folgen (ebd., S. 452). Ein *De-linking* (Trennen, Abkoppeln) setzt für Mignolo voraus, Wissen aus einem geo- und körperpolitischen Standpunkt heraus zu begegnen (vgl. 1.3.1). So kann die Behauptung der Universalität einer Ethnie (Körper-Politik), welche sich in einem gewissen Teil der Erde, nämlich Europa und den USA (Geo-Politik), befindet, denunziert werden. *De-linking* nach Mignolo (ebd., S. 453) soll als ein dekolonialer epistemischer Wandel gesehen werden, welcher zu einer „*other-universality*“, nämlich zu einer „*pluri-versality*“ führen soll. Ein solcher Prozess stellt die Enthüllung des modernen Mythos (vgl. 1.2.4) dar, indem sich von der kolonialen Matrix der Macht und der Logik der Kolonialität abgewendet wird (ebd., S. 454f.). Dazu müssen in einem globalen und diversen Projekt der *Transmoderne* (Dussel, 1993) Alternativen zur Moderne gestärkt werden. In einer transmodernen Welt nach Enrique Dussel (1993) werden die Bausteine der kolonialen/modernen Hegemonie, wie beispielsweise das Verständnis von Demokratie, Menschenrechten, Ökonomie oder Recht neu definiert. Dies findet in unterschiedlichen Richtungen gemäß einer globalen epistemischen Diversität hin zu pluriversalen Bedeutungen statt (Grosfoguel, 2013, S. 88). Dabei ist eine epistemische Diversität der *Transmoderne* als Gegenposition zu epistemischer Universalität nicht mit epistemischem Relativismus gleichzusetzen. Sie verfolgt sehr wohl ein universelles anti-kapitalistisches, anti-patriarchales,

⁹ Hier ist anzumerken, dass Dekolonialisierungsprozesse sowohl im Globalen Norden wie auch im Globalen Süden notwendig sind. Selbstredend sind für unterschiedliche Kontexte jeweils verschiedene Modi und Praktiken notwendig. Auf diese kann im Rahmen dieser Arbeit nicht genauer eingegangen werden.

anti-imperialistisches und anti-koloniales Projekt, lehnt aber eine Universalisierung von Lösungen ab, die von einer Quelle ausgehend für „den Rest“ als „der eine Weg“ definiert wird. Wie Ramón Grosfoguel (ebd., S. 88) sagt: „Uni-versality in European modernity has meant ‘one that defines for the rest.’ Transmodernity calls for a pluriverse of solutions where ‘the many defines for the many.’” Mignolo sagt (2007a, S. 456) in diesem Zusammenhang:

Why global and diverse? because there are many ‘beginnings’ beyond Adam and Eve and Greek civilization and many other foundational languages beyond Greek and Latin. With and in each language comes different concepts of economy that of course Adam Smith was unable to think, and other political theories beyond Niccolo Machiavelli or Thomas Hobbes; and different conceptions of life which leads to philosophical practices that cannot be dependent from Greek canonical dictums in matters of thoughts!!!

Für Walter Mignolo (ebd., S. 459) ist ein Brechen der eurozentristischen Hegemonie des Wissens und der Sicht auf die Welt die Grundlage für ein diverses und pluriverses Verständnis von Ökonomie, Politik, Ethik, Philosophie, Technologie und die gesamtgesellschaftliche Organisation, also für „‘another world‘ in which many worlds will co-exist“ (ebd., S. 469).

Auf methodologischer Ebene haben transdisziplinäre Ansätze das Potenzial, zu einer Dekolonialisierung auf forschungspraktischer Ebene beizutragen, die Art und Weise, wie Wissen produziert wird zu verändern und Forschung zu betreiben, die an sozialer Problemlösung orientiert ist. Die wichtigsten Grundbausteine transdisziplinärer Ansätze sind eine reflexiv positionale Forschungspraxis, das Aufbrechen disziplinärer Grenzen und das Einbeziehen nicht-akademischer Akteur*innen und deren Wissen, um das Ziel der Produktion transformativen und partizipativen Wissens voranzutreiben (Dannecker, 2020, S. 175f.). Petra Dannecker und Alexandra Heis (2020, S. 172) schreiben:

Transdisciplinarity as a collaborative framework has the potential to open-up and ease entrenched academic forms of knowledge production – after all, life is dynamic, and so research must be, too. However, the individual and collective diversities, the different values, agendas, power relations and positions, interests and perspectives are a profound challenge.

Wichtig ist dabei „Western scholarship to non-Western modes of thinking“ (Dannecker, 2020, S. 175f.) zu öffnen, da sich auch Vorstellungen von Transdisziplinarität, und allgemein Wissenschaft und Wissen, unterscheiden können. Von *einem* transdisziplinären Konzept auszugehen würde erneut Machtstrukturen reproduzieren und wäre demnach hegemonial (Dannecker, 2020, S. 184–188, 2022, S. 1722ff.). Die praktische Umsetzung dieser Punkte in allen Schritten und auf allen Ebenen des Forschungsprozesses stellt dabei eine Herausforderung dar, da das Korsett moderner wissenschaftlicher Forschung und Wissensproduktion eng sitzt (Dannecker, 2020, S. 181f., 185, 2022, S. 1720). Die Rahmenbedingungen von wissenschaftlicher Forschung, die auch oft mit beispielsweise zeitlichen oder finanziellen Faktoren zusammenhängen, stellen Hindernisse für alternative Ansätze zu moderner Wissenschaftspraxis dar (Dannecker, 2020, 2022). Die eigene Rolle und Positionalität in

wissenschaftlicher Wissensproduktion und Forschungspraxis zu reflektieren ist jedoch fundamental und unumgänglich.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass, um die eurozentristischen Strukturen von institutionalisiertem Wissen zu dekolonialisieren, ein Anerkennen des Provinzialismus (durch z.B. De-Linking nach Walter Mignolo) und des epistemischen Rassismus und Sexismus als Grundlage der Epistemologie des Globalen Nordens notwendig ist. Weiter muss zum Zweck einer Dekolonialisierung mit dem Universalismus der Epistemologie aus dem Globalen Norden gebrochen werden, um einer pluriversalen Welt mit diversen Bedeutungs- und Wissensformen Platz machen zu können. So hätte die Universität und Wissenschaft die Chance von einer „Westernized Uni-versity“ zu einer „Decolonial Pluri-versity“ zu werden (Grosfoguel, 2013, S. 89). Dies wäre ein essenzieller Schritt zu kognitiver und sozialer Gerechtigkeit (Feldman, 2020, S. 143). Boaventura de Sousa Santos sagt in diesem Zusammenhang, dass Selbstreflexivität ein erster Schritt sein kann, das hegemoniale Korsett der eurozentristischen Wissenschaft zu öffnen, um die epistemologische Vielfalt der Welt zu erkennen (de Sousa Santos et al., 2007, S. xxi). Auch Alice Feldman (2020, S. 157) bringt Reflexivität und das kritische Betrachten und Anerkennen der eigenen Rolle in den eurozentristischen Strukturen der kolonialen Moderne als bedeutend vor. Ebenso, wie Petra Dannecker (2020, 2022; 2020) die Bedeutung der Reflexion der eigenen Positionalität auf forschungspraktischer Ebene und im Kontext von Wissensproduktion betont. Dazu gehört auch, sich mit der eigenen Rolle innerhalb der Produktion von Wissen und der Reproduktion von ausbeuterischen und gewaltvollen Strukturen auseinanderzusetzen. Wie eine Reflexion der eigenen Rolle und Positionalität im akademischen Kontext aussehen kann, wird im folgenden Kapitel zum Forschungsstand bezüglich des Konzepts von Positionalität und Reflexivität ausgeführt.

2 Stand der Forschung

In diesem Kapitel wird das Konzept der Positionalität und damit zusammenhängende Aspekte betrachtet. Da Positionalität in wissenschaftlicher Praxis mit (Selbst-)Reflexivität einhergeht, werden diese in Zusammenhang gebracht und eingehend betrachtet. Im Unterkapitel 2.1 werden unterschiedliche begriffliche Anwendungen dargelegt und darauf eingegangen, wie diese Konzepte in der vorliegenden Arbeit zu verstehen sind und gebraucht werden. Unter dem Punkt 2.2 wird Positionalität dann in Bezug zu wissenschaftlicher Güte gesetzt. Als Abschluss dieses Kapitels wird der Bogen zwischen Positionalität und Reflexivität und der Dekolonialisierung von Wissen(-schaft) gezogen (vgl. 2.3). An dieser Stelle ist anzumerken, dass der Fokus auf der Erklärung von beziehungsweise einer begrifflichen Annäherung an Positionalität und

Reflexivität liegt und weniger darauf, in welchen unterschiedlichen Formen diese in der Forschungspraxis Anwendung finden. Dies wäre ein Thema für eine ergänzende Forschung.

2.1 Begriffliche Annäherung: Positionalität und Reflexivität

In der Literatur zum Thema Positionalität und Reflexivität im Kontext von Forschungspraxis wird deutlich, dass es zu beiden Konzepten keine klare Definition und begriffliche Eingrenzung gibt, sondern die Begriffe in unterschiedlichen Verständnissen Anwendung finden oder gar eine gewisse Unklarheit über deren Bedeutungen herrscht (Hamati-Ataya, 2013, S. 5f.). Dieses Unterkapitel soll verschiedene Betrachtungsweisen herausarbeiten, deren Zusammenhänge deutlich machen und das Verständnis der Konzepte in dieser Arbeit darstellen.¹⁰

2.1.1 Positionalität

Bereits in den 1920er Jahren thematisierte Helmuth Plessner (1928) im Rahmen der Philosophischen Anthropologie¹¹ das Konzept der „*Exzentrischen Positionalität*“. In diesem beschäftigt er sich mit der Stellung des Menschen, seiner Seinsweise, und welche Beziehungen zwischen belebter und unbelebter Umwelt herrschen. Dabei geht er über die reine „Position“ hinaus, die naturwissenschaftlich messbar, räumlich-zeitlich bestimmt werden kann. Er ergänzt in seinem Verständnis von Positionalität die psychische Ebene, die eine präreflexive „Eigenräumlichkeit und Eigenzeitlichkeit“ einschließt, also ein Bewusstsein, das eine Person vor der Reflexion über sich selbst hat (Fischer, 2016, S. 126ff.). Mit Positionalität meint er, „dass der durch seine eigene Grenze bestimmte Körper ein ‚In-ihm-gesetzt-Sein‘ bilde, d.h. sowohl ins Verhältnis zu Fremden gesetzt ist, sowie dadurch in ein besonderes Verhältnis zu ihm (selbst)“ (ebd.: 128). Der Mensch hat eine Position inne, welche sich auch im Verhältnis zu seiner Umwelt prägt und so sein Sein manifestiert. Das heißt, jeder Mensch ist positional/ besitzt eine Positionalität (Fischer, 2016).

Setzt man Positionalität in den Zusammenhang mit Forschung wird der*die Forscher*in in Bezug zu seiner*ihrer Forschung betrachtet. Die Positionalität der forschenden Person

¹⁰ Hier soll angeführt werden, dass es auch kritische Stimmen innerhalb der wissenschaftlichen Community in Bezug auf reflexive Forschungspraxis und damit auch in der Auseinandersetzung mit Positionalität gibt. Dabei wird zum Beispiel angebracht, dass der eigenen Position auch nicht durch das bewusste Auseinandersetzen mit dem Selbst entkommen werden könne und hegemoniale Strukturen gar reproduziert würden. Wie Wanda Pillow (2003, S. 176f.) jedoch vorbringt, wird auch in dieser Arbeit die Meinung vertreten, dass die Lösung nicht ist, Reflexivität zu vermeiden, sondern darüber zu sprechen, wie sie angewendet und umgesetzt werden kann. Wie Pillow (2003, S. 192) sagt: „Rather, what I am hoping for is more discussion and a closer look at how we are using and reproducing reflexivity now and a move to work towards critical usages of reflexivity.“ Aus diesem Grund, und da es für die Beantwortung meiner Forschungsfrage nicht relevant ist, wird auf die Kritiken nicht weiter eingegangen.

¹¹ Dabei handelt es sich um das Fachgebiet der Philosophie, welches sich mit dem Wesen des Menschen befasst. Siehe zum Beispiel Haeffner, 2000.

beeinflusst nach Roni Berger (2015) zum einen den Zugang zum Feld, die Beziehung zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*in und so das Teilen von Informationen, also letztlich die Generierung von Daten. Außerdem findet Positionalität auch auf der Meta-Ebene statt, also wie der oder die Forscher*in allgemein die Welt betrachtet und sein oder ihr Verhalten in dieser prägt. Das hat Einfluss auf die Art und Weise, wie in der Forschung Fragen gestellt werden, mit welcher theoretischen Brille der Forschungsgegenstand betrachtet wird und welche Methoden zur Datenerhebung genutzt werden. Dies alles hat in logischer Folge einen Effekt darauf, welche Daten erhoben werden, wie diese ausgewertet und welche Schlussfolgerungen gezogen werden (ebd., S. 220). Suzanne Day (2012, S. 74) merkt daher an, dass es, um Forschungsergebnisse verstehen zu können, wichtig ist, auch die Positionalität der forschenden Person zu betrachten, denn „[t]he knowledges produced thus are within the context of our intersubjectivities and the places we occupy at that moment (physically and spatially as well as socially, politically, and institutionally)” (Sultana, 2007, S. 382). Hier wird auch deutlich, dass Positionalität kontextabhängig und daher nicht statisch ist.

Betrachtet man nun die eigene Positionalität im Kontext von Forschung geht es meist darum, sich über diese bewusst zu werden und zu verstehen, wie man sich präsentiert, mit den Teilnehmenden interagiert und Daten interpretiert, also wie Positionalität den Forschungsprozess beeinflusst. Es handelt sich darum, das Selbst in seiner sozialen Lokalität und innerhalb sozialer Strukturen zu erkennen. Positionalität bezieht sich unter anderem auf die soziale, politische, ökonomische, ethnische, kulturelle und sexuelle Verortung. Sie beinhaltet Variablen, wie beispielsweise persönliche Charaktereigenschaften, gender, race, Alter, sexuelle Orientierung, Staatszugehörigkeit, persönliche Erfahrungen, Sprachgebrauch, Glaube, Traditionen, Vorurteile, theoretische, politische und ideologische Verortung und Gefühle, kultureller Hintergrund, sozialer und ökonomischer Status, Klasse oder Bildungsgrad (Bourke, 2014, S. 2). Im Forschungszusammenhang bezieht Positionalität auch die akademische und disziplinäre Sozialisierung und Verortung ein (Day, 2012, S. 73).

Da es um ein Bewusstwerden, Erkennen und Verstehen geht, geht die Beschäftigung mit Positionalität unausweichlich mit Reflexivität einher. Reflexivität ermöglicht es der forschenden Person, sich mit der eigenen Positionalität im Prozess und im Feld auseinanderzusetzen und inwiefern diese die Forschung und die Ergebnisse beeinflusst und Auswirkungen auf die Teilnehmenden hat. Ein Wahrnehmen und Reflektieren der Positionalität in der Forschung kann dann dazu beitragen, Machtstrukturen und -hierarchien im Forschungsprozess zu erkennen. (Day, 2012; Finlay, 2002; Jacobson & Mustafa, 2019; Millora et al., 2020)

*Der Aspekt von „Insider*in/Outsider*in“-Sein*

Mit der Positionalität geht auch einher, ob der oder die Forscher*in die Rolle eines*einer „Insiders*Insiderin“¹², also eines*einer Eingeweihten oder Mitglieds einer Gruppe innehat. Auf der anderen Seite kann er*sie auch „Outsider*in“ sein, also jemand der oder die nicht eingeweiht ist oder außerhalb steht (Dwyer & Buckle, 2009, S. 55). Es geht auch darum, ob einer Person diese Rolle zugesprochen wird oder sie sich als Outsider*in/Insider*in wahrnimmt und identifiziert. Die jeweilige Rolle hängt dabei damit zusammen, welche Positionalität eine Person hat. Betrachtet man beispielsweise das Attribut des Geschlechts der forschenden Person, kann dieses Einfluss darauf haben, ob er*sie sich zu einer Gruppe zugehörig fühlt oder nicht oder als solches wahrgenommen wird. Eine Forscherin könnte dabei zum Beispiel einen anderen Zugang zu weiblichen Forschungssubjekten haben als ein Forscher. Verschiedene Attribute der Positionalität einer Person wirken in bestimmten Kontexten und Situationen jeweils anders. Positionalitäten sind also kontextspezifisch und dynamisch und bedingen, wann und wo ein*e Insider*in oder ein*e Outsider*in ist. (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 583)

Ob jemand in einer Forschungssituation Insider*in oder Outsider*in ist, ist von verschiedenen Punkten abhängig. Spricht jemand beispielsweise dieselbe Sprache oder hat denselben ethnischen Hintergrund, wie die Forschungsteilnehmer*innen, könnte die Forschungsperson als einheimisch identifiziert werden. Zumindest könnte ihr kulturelle Glaubwürdigkeit, Vertrauen oder Akzeptanz entgegengebracht werden und ihr einen niederschweligen Zugang zum Feld verschaffen (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 586f.). Wie Roni Berger (2015) in Bezug auf ihre eigene Forschung vorbringt, kann auch eine geteilte Erfahrung, wie in ihrem Fall die Immigration in die USA, den oder die Forschende als Insider*in positionieren. Das ermöglichte ihr einen leichteren Feldzugang, einen thematischen Wissens-Vorsprung und ein empathisches Verständnis für die Reaktionen der Befragten. Sie äußert jedoch auch, dass ihre persönliche Involviertheit in das Thema eine tiefere (Selbst-)Reflexion verlangte, da sie mit gefärbten Vorannahmen in das Feld ging. Auch besteht die Gefahr, dass Teilnehmende manche Themen nicht oder nicht im Detail ansprechen, da sie davon ausgehen, die forschende Person wüsste aufgrund ihres Insider*in-Seins ohnehin Bescheid. (Berger, 2015, S. 222ff., 227; Dwyer & Buckle, 2009, S. 57–60)

Andersrum könnte die Position eines oder einer Outsiders*Outsiderin dazu beitragen, dass Forschungsteilnehmer*innen gewisse Aspekte ausführlicher erklären, da sie davon ausgehen,

¹² Obwohl „Insider/Outsider“ englische Wörter sind und demnach im englischen Sprachgebrauch nicht gegendert werden, tue ich dies in dieser Arbeit, da ich sie nicht in ihrer Übersetzung, sondern „eingedeutscht“ verwende.

dass sich die Lebensrealitäten unterscheiden und daher gewisse Zusammenhänge unbekannt oder unverständlich sind. So kann es zu detaillierteren Daten führen. In diesem Szenario tritt der*die Forschungsteilnehmer*in in die Position des Experten oder der Expertin, um der forschenden Person Informationen zu geben, die ihm oder ihr unbekannt sind. Das kann sich besonders für marginalisierte Gruppen ermächtigend anfühlen. Auf der anderen Seite könnte es sein, dass Outsider*innen bestimmte Situationen oder Informationen nicht in Gänze nachvollziehen können und so wichtige Details verloren gehen. Das könnte auch der Fall sein, wenn zum Beispiel die Sprache eine Barriere in der Forschung darstellt. Dies könnte sich auf die Datenerhebung und -auswertung auswirken. (Berger, 2015, S. 227f.; Dwyer & Buckle, 2009, S. 57–60)

Die Zuschreibung oder Einordnung als Insider*in oder Outsider*in erfolgt sowohl von der Forschungsperson selbst, wie auch von den Teilnehmenden und hat als Ko-Konstrukt Einfluss darauf, wie sich alle Beteiligten im Feld verhalten (Millora et al., 2020, S. 14). Es ist auch zu beachten, dass die Positionalität des oder der gleichen Forschungsperson in einem anderen Forschungskontext eine andere Bedeutung und andere Effekte auf das Feld und die Forschung, eingeschlossen der Ergebnisse, haben kann. Daher kann es auch variieren, wann eine Person Insider*in oder Outsider*in ist. Auch sind in verschiedenen Kontexten verschiedene Dimensionen der Position einer Person zu reflektieren (Berger, 2015, S. 231).

Die Position als Insider*in/Outsider*in ist demnach nicht nur kontextabhängig, räumlich und zeitlich, sondern auch dynamisch und fluid und kann sich dauernd ändern. Sie wird ständig von allen Parteien ausgehandelt (Berger, 2015, S. 231; Day, 2012, S. 70, 75; Millora et al., 2020, S. 15; Sultana, 2007, S. 383). Lernt der*die Forscher*in zum Beispiel im Verlauf einer Forschung die Forschungsteilnehmer*innen näher kennen und entwickelt möglicherweise ein freundschaftliches Verhältnis, kann sich ein Status von Outsider*in zu Insider*in ändern. Ebenso trifft das auf den Gebrauch von Sprache zu. Lernt die forschende Person im Forschungsverlauf die jeweilige Sprache besser, kann sich die Position und so auch der Zugang zum Feld ändern. Auch kann es sein, dass der*die Forscher*in weder gänzlich Insider*in noch Outsider*in ist und somit eine Zwischenposition innehat. Das kann beispielsweise der Fall sein, wenn die Forschungsperson den gleichen ethnischen Hintergrund, wie die Forschungsteilnehmer*innen hat, aber im Ausland lebt und sich nur für seine oder ihre Forschung in dieser ethnischen Region befindet. Hier kann die Forschungsperson sowohl Marker eines Insiders oder einer Insiderin (z.B. Ethnie, Sprache), wie auch eines Outsiders oder einer Outsiderin (z.B. unterschiedliche Sozialisierung) haben. Emmanuel Akwasi Adu-Ampong

und Ellis Adjei Adams (2020, S. 591) sprechen von „shifting, negotiated, and fluid research positionalities that are neither fully insiders nor fully outsiders.“

Ob der beziehungsweise die Forscher*in Insider*in oder Outsider*in ist, hängt also von seiner*ihrer Positionalität ab. Das kann Einfluss auf den Forschungsprozess, die Datenanalyse und die Forschungsergebnisse, also die Produktion von Wissen, haben (ebd., S. 587). Daher ist es wichtig, die Wissensproduktion zu kontextualisieren, indem beleuchtet wird, wie eine Person aufgrund seiner*ihrer Positionalität im Forschungskontext verortet ist (Day, 2012, S. 74). Dahingehend ist die Reflexion der eigenen Positionalität entscheidend. Deshalb ist es in diesem Zusammenhang wichtig, Reflexion/Reflexivität zu verstehen und deutlich zu machen, wie diese mit Positionalität verknüpft sind.

2.1.2 Reflexivität

Reflexivität wird je nach theoretischer Verortung unterschiedlich verstanden und angewendet. Linda Finlay (2002, S. 533–536) führt vier theoretische Leseweisen von Reflexivität aus. Im phänomenologischen Sinne wird Reflexivität als Betrachtung der eigenen Subjektivität in Bezug zum „Anderen“ verstanden. Sozialkonstruktivist*innen sehen Reflexivität als Mittel, um die soziale Welt und den eigenen Platz in dieser zu erkennen und zu verstehen. Psychodynamische Vorgehensweisen betrachten mehr, welche unbewussten Strukturen in der Forscher*in-Teilnehmer*in-Beziehung in einer Forschung herrschen und wie diese die Datenerhebung beeinflussen. Und partizipative Ansätze, welche sich in einer großen methodologischen Bandbreite in verschiedenen Forschungsrichtungen finden, betonen die Handlungsfähigkeit und Fähigkeit zur Reflexion der Forschungsteilnehmer*innen und sehen Forschung als ein Ko-Konstrukt von Forscher*in und Teilnehmer*in.

In der Literatur zum Thema Reflexivität in Zusammenhang mit Forschung wird die begriffliche Nutzung jedoch kaum theoretisch gerahmt oder eingeordnet. Viele Publikationen stellen eine persönliche Auseinandersetzung des Autors oder der Autorin mit sich selbst in Bezug zu seiner oder ihrer Forschung dar. Eine eindeutige theoretische Definition bleibt meist aus.

Die Unklarheit bezüglich der Begriffe „Reflexion/Reflexivität/Reflektiertheit“ erklärt sich Inanna Hamati-Ataya (2013, S. 6) vor allem durch die Doppelbedeutung des Wortes „reflect“ im Englischen. Hier wird es zum einen verwendet, um zu beschreiben, wenn etwas von einer Oberfläche abprallt, wie beispielsweise Licht von einem Spiegel. Auf der anderen Seite ist damit das aktive Nachdenken über etwas gemeint. In der undeutlichen Abgrenzung erklärt sich auch, dass die Begriffe „reflective“ und „reflexive“ oft synonym verwendet werden.

Edgar Forster (2014) geht ebenfalls auf die Unklarheit in Bezug auf die Begriffe und deren oft fälschlich synonyme Verwendung ein. Auch er benennt das Reflektieren als „zurückstrahlen,

spiegeln“ und ergänzt hier „nachdenken, grübeln, erwägen; etwas in Betracht ziehen, erstreben, im Auge haben“ (Forster, 2014, S. 589). Auch Reflexion, begrifflich aus der Optik stammend, meint „Rückstrahlung“ (von Licht, Schall oder Wärme), oder im weiteren Sinn „Vertiefung in einen Gedankengang, Überlegung, Betrachtung“ (ebd.). Unter diesen Begriffen ist also ein Tun, eine Tätigkeit des Nachdenkens und der distanzierten Bezugnahme zu verstehen. Reflexivität dagegen ist eine Eigenschaft, „die Fähigkeit des Menschen, das eigene Denken und Handeln zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen“ (ebd.). Hiermit ist also eine Meta-Ebene gemeint, das Denken über das Denken, sich bewusst sein über das Bewusstsein (ebd.: 590).

Ein ähnliches Verständnis der Begriffe bringt auch Linda Finlay (2002, S. 532f.) vor, die Reflexion und Reflexivität als zwei Enden einer Skala konzeptioniert. Sie versteht Reflexion als Über-etwas-nachdenken, wobei das Nachdenken nach dem, worüber nachgedacht wird, stattfindet. Reflexivität dagegen versteht sie als unmittelbare, fortwährende, dynamische und subjektive Selbst-Wahrnehmung.

Roni Berger (2015) bringt in Bezug auf die reflexive Auseinandersetzung mit dem Selbst Begriffe, wie „internal dialogue“, „self-evaluation“, „self-monitoring“ oder „self-appraisal“ vor. Kim England (1994, S. 82) definiert Reflexivität im Forschungskontext als „self-critical sympathetic introspection and the self-conscious analytical scrutiny of the self as researcher.“ Andere Autoren und Autorinnen beziehen in ihrer Erläuterung die Außenwelt ein. Gillian Rose (1997, S. 309) spricht in ihrem Verständnis der „double reflexive gaze“ von einer Reflexivität, die „both ‘inward’ to the identity of the researcher, and ‘outward’ to her relation to her research and what is described as ‘the wider world’“ schaut. Douglas Macbeth (2001, S. 35f.) definiert Reflexivität als eine dekonstruierende Praxis, ein „turning back upon itself“, um die Verschränkung von Autor*in, Teilnehmenden, Text und Außenwelt zu ermitteln und wie diese sich auf deren Repräsentation auswirkt. Es wird deutlich, dass es verschiedene Formulierungen, Sichtweisen und Aspekte von Reflexivität als Konzept gibt. Heruntergebrochen geht es bei allen um das Betrachten des Selbst und sich mit der Außenwelt (hier Forschung) in Bezug zu setzen.

Reflexive Forschungspraxis und die Konstruktion von Wissen

Im Kontext von Forschung wird oft Bezug auf die Konstruktion von Wissen genommen und welche Rolle eine reflexive Forschungspraxis in diesem Zusammenhang spielen kann. Wanda Pillow (2003, S. 176, 178) führt aus, dass Reflexivität den Fokus auf die Subjektivität der Forschungsperson sowie deren kontextuelle Einbettung lenken kann. Eine allgegenwärtige Reflexion des Selbst während des gesamten Forschungsprozesses ist wichtig, um die Produktion und Konstruktion von Wissen sichtbar zu machen. Sie (ebd.: 176) fragt: „how does

who I am, who I have been, who I think I am, and how I feel affect data collection and analysis [?].” Hier spielt die bewusste Verantwortung bezüglich der Datenerhebung und -interpretation, sowie das Hinterfragen von Machtbeziehungen und wirkenden Politiken in der Forschung eine Rolle. Wichtig ist zu reflektieren, inwiefern man in Machtstrukturen situiert ist und sich dies wiederum auf den Forschungsprozess auswirken kann (Sultana, 2007, S. 376). Suzanne Day (2012, S. 64f.) konzeptioniert Reflexivität im Forschungsprozess zum einen auf der epistemologischen Ebene und bezieht sich darauf, welches Wissen einer Forschung zugrunde liegt, wer für wen spricht und wen repräsentiert und wer so welches Wissen produziert. Deshalb ist es so wichtig, die eigenen theoretischen und methodologischen Herangehensweisen zu reflektieren. Darüber hinaus geht sie auf der Ebene qualitativer Forschungspraxis vor allem auf die Beziehung zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*in ein, welche meist durch Machtstrukturen geprägt ist. Hier bezieht sie sich vor allem auf Aspekte der Identität und Positionalität des oder der Forschenden (ebd.: 61f.). Ausgehend von einem Foucault’schen Machtverständnis (vgl. 1.1), welches Macht als Effekt von Diskursen sieht und so allgegenwärtig ist, weist sie in Bezug auf Susan Bordo darauf hin, dass nicht alle Macht in gleichem Maße besitzen. Sie wird von niemandem gehalten, aber verschiedene Personen oder Gruppen haben in einem Netz von Macht unterschiedliche Positionen inne. In diesem Sinne sind auch die Positionen von Forscher*in und Teilnehmenden zu verstehen, wobei die forschende Person meist eine machtvollere Position innehat als die Forschungsteilnehmer*innen (Bordo, 1993, zit. nach Day, 2012, S. 67).

Im Zusammenhang mit Reflexivität und Forschung beziehen sich einige Autoren und Autorinnen auch direkt auf Positionalität. Brian Bourke (2014, S. 1) spricht beispielsweise von Reflexivität als eine Art und Weise, wie sich mit Positionalität in der Forschung beschäftigt werden kann. Auch er bezieht sich dabei sowohl auf die Reflexion des Selbst, sowie das Bewusstsein über die Beziehung zwischen Forscher*in und „Beforschtem“. Ebenso merkt Linda Finlay (2002, S. 531) den Einfluss des Subjekts auf die Forschung an und sieht Reflexivität als Werkzeug, um diesen zu analysieren. Ihr geht es um eine „self-aware meta-analysis of the research process.“ Reflexivität kann dabei als Mittel verwendet werden, um die Positionalität und die Perspektive der Forschungsperson zu beleuchten. Weiter kann die Betrachtung der Beziehungsdynamik zwischen Forscher*in und Teilnehmer*in wichtige Erkenntnisse für die Forschung geben. Das transparente Offenlegen der Rollen im Forschungsprozess kann dabei die Teilnehmenden in ihren Rollen stärken (ebd.: 532). Auch Emmanuel Akwasi Adu-Ampong und Ellis Adjei Adams (2020, S. 583) sehen in reflexiver Forschungspraxis das Betrachten des Selbst und den Einfluss der eigenen Positionalität auf die

Forschungsergebnisse als bedeutend an. Roni Berger (2015, S. 220) beschreibt das Betrachten des Selbst als „self-monitoring“. Damit meint sie, dass es wichtig ist, das Selbst und die eigene Rolle in der Wissensproduktion zu betrachten und damit den Einfluss von persönlichem Glauben, Erfahrungen und Vorannahmen in der Forschung zu überprüfen. Wichtig ist dabei, in ständigem innerem Dialog mit sich selbst zu sein und so die eigene Positionalität und Situiertheit in der Forschung zu evaluieren und deren Einfluss auf die Forschung und die Ergebnisse anzuerkennen.

2.1.3 Das Verständnis in dieser Arbeit

Wie Grace Ese-osa Idahosa und Vanessa Bradbury (2020) oder Chris Millora et al. (2020) betonen, ist es in der Auseinandersetzung mit Reflexivität und Positionalität in der Forschung erstrebenswert, diese nicht als etwas, was abzuarbeiten ist, zu begreifen oder auf der oberflächlichen Ebene zu betreiben, sondern in eine tiefe Selbst-Reflexion zu gehen. Das Reflektieren über die Position könnte so nicht als eine Tätigkeit im Forschungsprozess, sondern in Form von Positionalität und Reflexivität als Eigenschaften verstanden werden (Ese-osa Idahosa & Bradbury, 2020). Also ein verinnerlichtes Bewusstsein über das Selbst, auch in Bezug zu Anderen und der Außenwelt, sowie ein Bewusstsein über das Bewusstsein auf der Meta-Ebene. Hier konfrontiert sich der oder die Forscher*in mit den eigenen Privilegien und der Involviertheit in der Aufrechterhaltung epistemologischer Dominanz in Theorie und Praxis. Dabei stellt sich die forschende Person Fragen wie:

- „Whose interests does [one’s] research/teaching serve? Who will benefit from it? Who is silenced and given a voice? Who is othered?“ (ebd.: 44) oder
- „What are the hidden assumptions and presuppositions that influence our social and intellectual enquiry and how does it reproduce/challenge knowledge structures“,
- „What contradictions and discomforts are raised in the process of unsettling power?“,
- „Whose experiences, knowledges and identities are being foregrounded or elided in knowledge production and legitimation processes?“ und
- „What are the disciplinary principles (how our disciplines discipline us), the mechanisms of legitimation, validation and universalisation that influence our knowledge production?“ (ebd.: 48).

Dabei geht es über die reflexive Selbsterkenntnis hinaus um Fragen der Produktion von Wissen und ethischem Handeln in der Forschung. Wichtig ist zu hinterfragen, wie die Welt betrachtet wird, wie das Denken und Handeln beeinflusst, wie die Welt konzeptioniert wird, wie Wissen produziert und legitimiert wird. Es geht darum, zu betrachten, wie der disziplinäre Hintergrund formt, wie Personen forschen, und warum welche Entscheidungen im Forschungsprozess

getroffen werden. In folgendem Zitat von Grace Ese-osa Idahosa und Vanessa Bradbury (2020, S. 45) wird deutlich, wie Positionalität und Reflexivität letztlich zusammenkommen: „We must ask, what social, cultural and intellectual relations underlie the production of Eurocentric knowledge. This form of reflexivity must occur at the level of the disciplinary, social and intellectual and is necessarily embodied, emotional and personal.“ Es geht also um eine kritische Reflexion der Produktion von Wissen in Form von Reflexivität, welche sich auf die Positionalität der forschenden Person bezieht. Angelehnt an den Begriff der „positional reflexivity“ nach Douglas Macbeth (2001), wird Positionalität in dieser Arbeit in einem Verständnis von „reflexiver Positionalität“ verwendet.

2.2 Reflexive Positionalität und wissenschaftliche Güte

Eine reflexive Forschungspraxis betrachtet die subjektive Positionalität nicht mehr als Schwierigkeit für die Durchführung von „guter Forschung“. Vielmehr berücksichtigt sie, wie diese den gesamten Forschungsprozess beeinflusst und bezieht sie als Teil der Analyse in die Forschung ein (Pillow, 2003, S. 179). Positionalität in die Wissensproduktion einzubeziehen, also Forscher*in und Forschungsfeld nicht als getrennt zu betrachten, geht daher Wissenschaftlichkeit nicht entgegen, sondern kann, wie Morgan Brigg und Roland Bleiker (2010, S. 794) argumentieren, zu differenzierteren und umfassenderen Forschungsergebnissen führen. Die reflexive Betrachtung der eigenen Positionalität erhöht die Genauigkeit und Sorgfalt im qualitativen Forschungsprozess und so die Plausibilität und Glaubwürdigkeit der Forschungsergebnisse (Berger, 2015, S. 221). Eine Forschung, die ihre Wissensproduktion hinterfragt, kann so weniger verzerrte Ergebnisse produzieren (Pillow, 2003, S. 178). Daher kann eine reflexive Positionalität durch Transparenz und das Einbeziehen des Selbst und dessen Einfluss ein Marker für Legitimität, Validität, Integrität und Nachvollziehbarkeit in qualitativer Forschung sein (Finlay, 2002, S. 532; Pillow, 2003, S. 179).

Umgekehrt kann Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit im Forschungskontext ein Zeichen dafür sein, wie ethisch sich eine Forschungsperson im Feld verhält und wie sie von den Teilnehmenden wahrgenommen wird (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 585; Berger, 2015, S. 229). Durch eine reflexive Praxis in Bezug auf die Positionalität des oder der Forschenden und die ständigen Aushandlungsprozesse im Feld können wirkende Machtstrukturen erkannt und so ethisches Handeln im Forschungsprozess begünstigt werden (Millora et al., 2020, S. 25; Sultana, 2007, S. 375f.).

2.3 Reflexive Positionalität und die Dekolonialisierung von Wissen(schaft)

In einer Welt, in der in einem postkolonialen Sinne alle Teile der Erde dekolonisiert sind, wie aber bereits im Theorieteil dieser Arbeit (vgl. 1) deutlich wird, dennoch eine ökonomische, politische, militärische und kulturelle Hegemonie des Globalen Nordens wirkt (Kolonialität), stellt auch Wissenschaft und Forschung einen Teil dieser westlichen Hegemonie dar. Catherine Vanner (2015, S. 1) beschreibt hier die Rolle von Forschenden: „Therefore, the Western researcher represents not only a colonial past but also a neocolonial present.“ Der*die Forscher*in aus dem Globalen Norden kann dabei als Verkörperung (neo)kolonialer Einflussnahme interpretiert werden. Daher gibt es in diesem Verständnis auch keine neutrale oder apolitische Forschung (ebd.: 1, 3).

Eine dekoloniale Kritik an Prozessen der Wissensproduktion bezieht sich auf die Epistemizide und Subalternalisierung von Wissen aus dem Globalen Süden durch die Hegemonie des Globalen Nordens in der Produktion von Wissen (Grosfoguel, 2007, S. 211). Hier kann reflexive Positionalität einen entscheidenden Unterschied machen. Wie bereits im vorherigen Unterkapitel (vgl. 2.2) gezeigt, kann Reflexivität durch das Offenlegen von Machtverhältnissen zu ethischer Forschung, die nicht ausbeuterisch ist, beitragen (Berger, 2015, S. 221).

Walter Mignolo (1995) sieht Positionalität in diesem Sinne als dekoloniale Methode an. Er nennt die Position, die eine forschende Person innehat, den „*locus of enunciation*“, den Ort der Artikulation. Von dieser Position, die die forschende Person hält, hängt maßgeblich auch seine oder ihre akademische Arbeit ab. Der locus of enunciation ist also die Position, aus der heraus eine Person spricht und sich zu Themen positioniert (Davis & Walsh, 2020, S. 382). Von diesem Ort aus werden Werte- und Glaubenssysteme ausgedrückt. Mignolo (2011a, S. 80) fasst dies mit den Worten „I am where I think“ zusammen. Stuart Hall (1990, zit. nach Bourke 2014: 3) verdeutlicht dies so: „There’s no enunciation without positionality. You have to position yourself somewhere in order to say anything at all.“ Beide Zitate machen den Zusammenhang zwischen der Position des Forschers oder der Forscherin und der Produktion von Wissen deutlich.

Auch Grace Ese-osa Idahosa and Vanessa Bradbury (2020) betonen in ihrem Verständnis von Reflexivität die dekoloniale Wirkmächtigkeit. Als konstantes Bewusstsein über das Selbst sehen sie Reflexivität als Möglichkeit unsichtbare und tiefliegende Machtstrukturen im Prozess der Wissensproduktion aufzudecken, zu reflektieren und zu verlernen. Dadurch können Systeme, Diskurse, Annahmen und Regeln, die die eurozentristische Hegemonie aufrechterhalten, kritisch beleuchtet werden. In diesem dekolonialen Verständnis sehen sie eine reflexive Praxis nicht nur als persönliche, sondern auch als politische Implikation. Die

Autorinnen sehen in kritischer Reflexivität ein Werkzeug, um die positivistische Forschungstradition mit ihrer Annahme der Objektivität und Trennung von Subjekt und „Objekt“ zu unterwandern und durch die Betonung von Subjektivität in Forschung und Wissenschaft die hegemoniale eurozentrische Art und Weise der Wissensproduktion zu untergraben (ebd.: 41f.). Reflexive Positionalität als dekoloniale Praxis kann in diesem Sinne als Werkzeug verstanden werden, den Rahmen eurozentristischer Ordnung aufzubrechen und durch eine Kritik an der vermeintlichen Universalität, Objektivität und Generalisierbarkeit westlicher Wissenschaften die Bandbreite dessen, was als Wissen zählt, zu erweitern (ebd.: 45f.).

Auch Gillian Rose (1997, S. 308) argumentiert, dass positioniertes oder situiertes Wissen zu einer Dekolonialisierung beitragen kann, da es keine Universalität beansprucht. Wissen, welches positioniert ist, negiert den „god-trick“ (vgl. 1.3.1), die Möglichkeit, „die Wahrheit“ von einem distanzierten Standpunkt aus vollständig erkennen zu können. Sie betont, dass es in der Positionalisierung der Wissensproduktion darum geht, Wissen zu produzieren, welches nicht generalisiert und universalisiert, sondern von anderen Wissensformen lernt (ebd.: 315, 318). Forschung, die verschiedene Positionalitäten sowohl von Forschungspersonen, wie auch von Teilnehmenden, einbezieht und ständig aushandelt, hat das Potenzial ethisches Handeln zu ermöglichen (Sultana, 2007, S. 383) und so in dekolonialer Weise eine Bereicherung für eine globalisierte Welt zu schaffen. Kritisch reflexive Forschung, die Positionalität einbezieht, ist in der Lage unterschiedliche Arten von Wissen und Sein zu erkennen und zu akzeptieren, um so Vielschichtigkeit und Diversität in der Wissenschaft und der Welt voranzutreiben. (Ese-osa Idahosa & Bradbury, 2020, S. 33, 46)

3 Methodologie

3.1 Forschungsdesign

„Qualitative Forschung hat ihren Ausgangspunkt im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv ‚hergestellt‘ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit“ (Kardorff, von, 1995, S. 4). Qualitative Sozialforschung stellt daher einen Zugang zur sozialen Wirklichkeit dar (ebd.: 3).

Es handelt sich bei dieser Forschung um eine qualitative Untersuchung, da ein Sachverhalt verstanden, und weniger erklärt, werden soll. Erkenntnis wird hier analytisch und interpretativ generiert (Häder, 2019, S. 66f.). Außerdem stellt diese Untersuchung eine empirische Forschung dar. Merkmale empirischer Forschung sind, dass sich der Untersuchungsgegenstand in der gegenwärtigen Gesellschaft befindet und diese „Wirklichkeit“ vor einem theoretischen Hintergrund überprüft werden soll (Endruweit, 2015, S. 22).

Das qualitative Forschungsdesign, das in diesem Kapitel ausgeführt wird, stellt dar, wie diese Untersuchung durchgeführt wurde und begründet, welche Methoden zur Datenerhebung und -aufbereitung genutzt wurden und wie es zur Beantwortung der Forschungsfrage kam. Dadurch kann eine „Forschung geplant, im Ablauf genau beschrieben, argumentativ belegt und systematisch durchgeführt“ werden (Mayring, 2020, S. 5). Bei dieser Masterarbeit handelt es sich um eine explorative Untersuchung, die durch die Beantwortung der Forschungsfrage dem Forschungsgegenstand „möglichst nahe kommen will“ und zu neuen Blickwinkeln, Fragestellungen und Hypothesen kommen möchte. Das explorative Design erklärt daher die Offenheit der Fragestellung (ebd., S. 12). Durch das Festlegen des Forschungsdesigns im Voraus konnte garantiert werden, dass sich die Untersuchung an der Forschungsfrage orientiert und dass das Vorgehen anhand der Gütekriterien qualitativer Sozialforschung geprüft werden kann (ebd., S. 8ff.).

Die nachfolgenden Unterkapitel stellen die Einzelschritte des qualitativen Forschungsdesigns dieser Forschung dar. Dabei handelt es sich weniger um einen linearen Verlauf, sondern im Sinne der Zirkularität kam es immer wieder zu Rückkopplungsschleifen. So konnte eine dem Forschungsgegenstand angemessene Methodennutzung sowie eine wiederkehrende Reflexion des Forschungsprozesses und der Forscherin selbst gewährleistet werden (ebd., S. 8f.). In Kapitel 3.2 wird sich auf die Gütekriterien dieser qualitativen Untersuchung bezogen. Abschließend wird auf Herausforderungen in Bezug auf meine eigene Positionalität in dieser Arbeit eingegangen (vgl. 3.3).

3.1.1 Erkenntnisinteresse und Fragestellung

Zu Beginn des Arbeitsprozesses wurde ein Erkenntnisinteresse formuliert und daraufhin die Forschungsfrage ausgearbeitet (Mayring, 2020, S. 119–121). Recht schnell war deutlich, dass sich diese Arbeit im Kontext von wissenschaftlicher Forschung und der Rolle von Forschenden in ihren Projekten bewegt. Aufgrund meines persönlichen Interesses an dekolonialen und postmodernen Theorien fokussierte sich das Erkenntnisinteresse auf Forschungsprojekte, die von Forschenden aus dem Globalen Norden im Globalen Süden durchgeführt werden. Nach intensiver Literaturrecherche und Lektüre sowie Input der Betreuerin dieser Masterarbeit rückte

die Frage der Rolle von Positionalität in diesem Zusammenhang in den Vordergrund. Die daraus formulierte Forschungsfrage lautet:

*Welche Rolle spielt Positionalität für Forscher*innen aus dem Globalen Norden, die im Globalen Süden forschen?*

Die Offenheit der Forschungsfrage macht den explorativen Charakter dieser Forschung deutlich. So konnte auch im Forschungsprozess eine Offenheit für jegliche Entwicklungen sichergestellt und die Durchführung flexibel angepasst werden. Das traf dabei vor allem auf die Durchführung der Interviews zu, worauf unter dem Punkt 3.1.4 genauer eingegangen wird.

3.1.2 Theoretische Einbettung

Nach der Formulierung des Erkenntnisinteresses und der Forschungsfrage folgte die theoretische Verortung. Eingebettet ist diese Arbeit in Michel Foucault's Verständnis von Diskursen und Macht und ein dekoloniales Theorieverständnis. Hier wird im Theorieteil dieser Arbeit (1), aufbauend auf dem Konzept der Kolonialität, auf die moderne Art der Wissensproduktion eingegangen. Dafür wurde sich mit Wissenschaft und Forschung als von wissenshierarchischen Strukturen durchzogene Felder auseinandergesetzt. Vor diesem Verständnis wird im Teil zum Forschungsstand (2) auf die Bedeutung von reflexiver Positionalität für eine Dekolonialisierung von Wissenschaft eingegangen.

3.1.3 Untersuchungsgegenstand und Sampling

Bei dem Untersuchungsgegenstand handelt es sich um Forschende aus dem Globalen Norden, die im Rahmen einer Universität in einem Forschungsprojekt im Globalen Süden forschen. Um diese Forschung für den Rahmen einer Masterarbeit umsetzbar zu gestalten, wurde sich hier auf Forschende dieser fünf Wiener Universitäten festgelegt: Universität Wien, Universität für Bodenkultur Wien (BOKU), Wirtschaftsuniversität Wien (WU), Technische Universität Wien (TU) und Universität für angewandte Kunst Wien (Angewandte). Diese wurden durch Online-Recherche auf relevante Forschungsprojekte gescannt, indem alle Instituts-Webseiten und Projektdatenbanken durchgegangen wurden. Als relevant wurden Projekte dann eingestuft, wenn im Projekttitel und/oder der -beschreibung erkennbar war, dass

- zum einen **Forschende aus dem Globalen Norden** (hier eine der ausgewählten Wiener Universitäten) im Forschungsprojekt beteiligt sind,
- diese mindestens einen **Masterabschluss** haben und
- im Rahmen eines Projekts **Forschung im Globalen Süden** betreiben/betrieben haben.

Basierend auf diesen Variablen wurden 63 Forschungsprojekte als relevant eingestuft. Alle ausgewählten Projekte wurden in einem weiteren Durchlauf als passend beziehungsweise

weniger passend bewertet. Diese Einteilung erfolgte zum einen basierend auf den vorhandenen Informationen zum jeweiligen Projekt. Solche Projekte, die lediglich einen Titel aufwiesen, beziehungsweise über die auch durch intensivere Recherche wenig Informationen herausgefunden werden konnten, wurden gestrichen. Weiters wurden die Projekte dahingehend genauer betrachtet, ob die Forschungsprojekte sich auch vor Ort im Globalen Süden befinden/befunden haben. War das nicht der Fall, wurden auch diese ausgeschlossen.

Schließlich blieben zwölf Forschungsprojekte, die sich als sehr passend für diese Untersuchung herausstellten übrig. In diesen Projekten involvierte Forschende stellen das Sampling dieser Untersuchung dar. Dabei ist weniger der akademische Grad der forschenden Person ausschlaggebend (jedoch zumindest ein Masterabschluss), sondern die institutionelle Einbettung in den universitären Rahmen und die Eingebundenheit in eines der Projekte im Globalen Süden in Form einer forschenden Tätigkeit. Nach einer Kontaktaufnahme mit Forschenden aus den zwölf Projekten kamen mit acht Personen Termine für eine Interviewdurchführung zustande. Bei einer der befragten Personen (Befragte 5) wurde erst während der Durchführung des Interviews deutlich, dass es sich nicht um eine Forschende aus dem Globalen Norden handelt, weshalb das durchgeführte Interview nicht in den Datenpool aufgenommen werden konnte. Aus Gründen der Anonymisierung werden die Befragten 1-8 als „B1“ – „B8“ bezeichnet.

Bei zwei der sieben verbliebenen Interviewpartner*innen handelt es sich um Forschende der Universität Wien mit einem sozialwissenschaftlichen Hintergrund (Befragte 1 und 7). Die Forschung der Befragten 1 ist ein Grundlagenforschungsprojekt in Ghana. Die Befragte 7 ist im Rahmen des Interviews zum einen auf eine Forschungskoooperation in Thailand eingegangen, die bereits seit mehreren Jahren besteht und sich über verschiedene Projekte im Laufe der Zeit erstreckt. Zum anderen hat sie sich auf ein rezentes Forschungsprojekt in Äthiopien und Uganda bezogen. Hier wurde weder durch die Online-Recherche noch aus dem Interview eindeutig ersichtlich, ob es sich um Grundlagenforschung oder angewandte Forschung handelt, da auch verschiedene Projekte in der Befragung angesprochen wurden.

Die fünf anderen Befragten waren Naturwissenschaftler*innen (Befragte 2, Befragter 3, 4, 6 und 8). Die Befragte 2 der Technischen Universität Wien hat ihre Arbeit in Projekten in Indonesien und Saudi-Arabien beschrieben. Auch hier kann nicht zweifelsfrei gesagt werden, ob es sich um ein angewandtes Forschungsprojekt oder um Grundlagenforschung handelt. Der Befragte 3 der Universität für Bodenkultur Wien nannte ein Projekt in Nepal. Die Befragten 4 und 8 (Universität für Bodenkultur Wien) gingen auf ein Projekt in Äthiopien ein, in dem sie beide involviert waren, wobei der Befragte 8 auch auf ein anderes Projekt, das in Bhutan

stattfinden und in dem er involviert war, verwiesen hat. Bei den Projekten der Befragten 3, 4, 8 handelt es sich um angewandte Forschung. Der Befragte 6 der Universität Wien beschrieb sein Grundlagenforschungsprojekt in Costa Rica. Zum Zweck der Übersicht wird eine Beschreibung der Forschungsprojekte in Form einer Tabelle auch im Anhang dieser Arbeit (vgl. Anhang) angefügt.

Da sich der disziplinäre Hintergrund der befragten Personen für die Beantwortung der Forschungsfrage als relevant darstellte, wird im Ergebnisteil dieser Arbeit (vgl. 4) hinter der Bezeichnung der Befragten als „B1“ – „B8“ der Hinweis „Sowi“ (Sozialwissenschaften) oder „Nawi“ (Naturwissenschaften) geführt. Dadurch wird deutlich, welchen disziplinären Hintergrund die jeweilige Person hat.

3.1.4 Datenerhebung durch qualitative Leitfadeninterviews

Die Daten wurden mittels qualitativer Leitfadeninterviews erhoben, wodurch die individuellen Sichtweisen und Positionen der Forschungsteilnehmer*innen zielführend erfasst und der Forschungsgegenstand so detailliert erklärt und verstanden werden konnte.

Nach Cornelia Helfferich (2014, S. 559) handelt es sich bei Leitfadeninterviews um „Interviews, die mit einem Leitfaden den Interviewablauf gestalten.“ Die Wahl für das Leitfadeninterview als Methode zur Datenerhebung in dieser Arbeit begründet sich durch folgendes: „Der Leitfaden beruht auf der bewussten methodologischen Entscheidung, eine maximale Offenheit (die alle Möglichkeiten der Äußerungen zulässt) aus Gründen des Forschungsinteresses oder der Forschungspragmatik einzuschränken“ (ebd.: 560). Die Strukturierung einer Befragung mittels Leitfaden ermöglicht eine Systematik in der Datenerhebung und so eine Fokussierung auf das Erkenntnisinteresse (ebd.). So „ist sichergestellt, dass das, was für die Forschung an Äußerungen interessant und wichtig ist, angesprochen wird“ (ebd.: 566). Um das Forschungsinteresse im Blick zu behalten, wurden hier Leitfragen formuliert. Dennoch wurde, im Sinne des explorativen Charakters dieser Forschung, der Gebrauch des Leitfadens in den Interviews lose gehalten. Dementsprechend konnten auf konkrete Aspekte, die sich aus der Situation ergeben haben, näher eingegangen, bestimmte Informationen vertieft oder etwaige Fragen geklärt werden, die sich im Verlauf der Interviews entwickelt haben (ebd.: 565). Nach Helfferich (ebd., S. 573) wird dadurch auch die Validität der Daten erhöht: „Je offener die Erhebung, desto eher wird die Entfaltung des subjektiven Sinns ermöglicht und umso angemessener und valider wird in diesem Sinn erhoben.“

Die Erstellung der Leitfragen erfolgte anhand folgender Schritte nach Cornelia Helfferich (ebd.: 567f.):

1. „Das Sammeln von Fragen“: Hier fand mit Hilfe einer „Mindmap“ ein „Brainstorming“ statt und es wurden alle Fragen gesammelt, die zum Erkenntnisinteresse führen könnten.
2. „Das Prüfen der Fragen“: Die gesammelten Fragen wurden vor dem Hintergrund des Forschungsinteresses überprüft, ergänzt, eventuell gestrichen und überarbeitet.
3. „Das Sortieren“: Der modifizierte Fragenkatalog wurde geordnet, in eine Ablaufreihenfolge gebracht und nach inhaltlichem Fokus strukturiert und gebündelt.
4. „Das Subsumieren“: Den inhaltlich gebündelten Fragen wurden Überbegriffe und -aspekte zugeordnet. So konnte in der Interviewsituation durch Rückgriff auf diese Stichworte leichter Nachfragen gestellt und Informationen konkretisiert werden.

Die Interviews wurden mit einer offenen Frage begonnen, in der die Befragten das jeweilige Forschungsprojekt schildern sollten. Diese Frage wurde bewusst breit gestellt und keine inhaltliche Tendenz vorgegeben, sodass die befragte Person die Chance hatte, das Projekt mit den Punkten zu schildern, die für sie relevant erschienen. Anhand dieser Schilderung wurden Nachfragen zu Aspekten gestellt, die für das Forschungsinteresse relevant erschienen. Im weiteren Verlauf wurden durch Rückgriff auf den erstellten Fragenkatalog Fragen gestellt, die Informationslücken des bisherigen Gesprächs füllen sollten. Im Interviewverlauf wurde teils auf die Leitfragen zurückgegriffen sowie spontan nachgefragt und Fragen ergänzt (ebd.: 567). Vor der Durchführung der Interviews wurde ein Test-Interview (Pre-Test) durchgeführt, um die Verständlichkeit der Fragen, sowie die Logik des Leitfadenaufbaus zu überprüfen und anzupassen (Weichbold, 2014, S. 299). Nach der Durchführung der Interviews wurden diese mit Hilfe der Computerprogramme f4 und MAXQDA transkribiert und so die verschriftlichte Datengrundlage für die Analyse erstellt.

3.1.5 Auswertung und Analyse

Die Daten, die mittels der Interviews erhoben und anschließend transkribiert wurden, wurden folgend durch eine qualitative Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2000; 2014; 2015) ausgewertet. Ein Merkmal seiner qualitativen Inhaltsanalyse ist ihre Theoriegeleitetheit (Mayring, 2014, S. 41), welche durch die induktive Kategorienbildung in dieser Arbeit zur Auswertung der Daten unterstrichen wird. Da die Daten vor dem theoretischen Rahmen interpretiert werden sollten, war diese Methode hier geeignet (z.B. im Gegensatz zur Inhaltsanalyse nach Kuckartz, welche materialgeleitet vorgeht und den theoretischen Zugang zum Forschungsgegenstand in der Kategorienbildung kaum einbezieht).

Die qualitative Inhaltsanalyse zeichnet sich, im Gegensatz zu anderen Analyseverfahren, durch eine Regelgeleitetheit und Systematik in ihrem Vorgehen aus. Sie vereint die Stärken quantitativer Inhaltsanalyse mit qualitativer Textanalyse (ebd., S. 39). Durch ihr regelgeleitetes

Vorgehen ist eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit gegeben und die Transparenz in den Analyseschritten macht eine Überprüfbarkeit möglich (Mayring & Fenzl, 2014, S. 543).

Die qualitative Inhaltsanalyse ist „qualitativ-interpretativ“ und daher auch in der Lage „Sinngelhalte“ zu erfassen (ebd.), was für die Beantwortung der Forschungsfrage zielführend ist, da diese eine Interpretation des Materials erfordert. Ein „lediglich“ quantitatives Zählen von Textstellen oder Codes beispielsweise wäre hier nicht geeignet: „Es geht also nicht um eine Textanalyse per se, sondern um Schlussfolgerungen über den Text hinaus“ (ebd., S. 546).

Die Stärke der qualitativen Inhaltsanalyse ist, dass sie sich in ihren Analyseschritten an ein Ablaufmodell hält, welches im Vorhinein bestimmt wird. Der Prozess ist so intersubjektiv nachvollziehbar und für Andere verständlich (Mayring, 2014, S. 53). Dabei wurde mit einer offenen induktiven Kategorienbildung begonnen, also der Bildung von Kategorien während der Arbeit am Material aus dem Material heraus. Philipp Mayring (2000a) erklärt:

Grundgedanke ist, aus der Fragestellung der Studie abgeleitet und theoretisch begründet ein Definitionskriterium festzulegen, das bestimmt, welche Aspekte im Material berücksichtigt werden sollen, und dann schrittweise das Material danach durcharbeiten. Die Kategorien werden in einer Rückkopplungsschleife überarbeitet, einer Reliabilitätsprüfung unterzogen, und können später auch zu Überkategorien zusammengefasst und [...] ausgewertet werden.

Die Kategorien werden induktiv den Textstellen zugeordnet und in einem zirkulären Prozess verändert, verfeinert und angepasst. In dieser Arbeit handelt es sich dabei um eine zusammenfassende Inhaltsanalyse. Es wurden induktiv Kategorien gebildet, diese schrittweise in Hauptkategorien zusammengefasst und generalisiert (Mayring & Fenzl, 2014, S. 547). So wurde das Material reduziert und gefiltert, welche Textstellen für die Analyse relevant waren (Mayring, 2014, S. 79). Die erstellten Kategorien wurden in einem Kategoriensystem zusammengefasst, welches die Basis für die Analyse darstellte. Das Material wurde also anhand dieses Systems bearbeitet und die jeweils mit Kategorien versehenen Textstellen analysiert und schließlich interpretiert (Mayring & Fenzl, 2014, S. 544).

Die Systematik in der Inhaltsanalyse bezieht sich darauf, dass vor der Datenauswertung die Kodiereinheit, Kontexteinheit und Auswertungseinheit definiert werden. Die Kodiereinheit legt fest, wie gering ein Textbestandteil sein kann, dem eine Kategorie zugeordnet werden kann. So kann bestimmt werden, wie sensibel die Analyse sein soll. Im Fall dieser Arbeit wurde diese Einheit auf ein Wort festgelegt. Die Kontexteinheit bezieht sich dagegen darauf, wie viel Material für eine Kodierung relevant ist, also wie groß eine Textstelle sein darf, die mit einer Kategorie versehen werden darf. Hier wurde sich auf eine Interviewantwort (die Antwort auf eine Frage, die die Interviewerin gestellt hat) festgelegt. Die Auswertungseinheit stellt dar, was dem Kategoriensystem gegenübergestellt wird. Da hier mit einer induktiven Kategorienbildung vorgegangen wurde, steht das Kategoriensystem für das gesamte Material. Die

Auswertungseinheit beinhaltet also das gesamte Textmaterial aller Interviews (bis auf Interview 5) für die Analyse (Mayring, 2014: 51f.).

Das Festlegen dieser Einheiten gewährleistet die Überprüfbarkeit der Arbeitsschritte. Die qualitative Inhaltsanalyse bietet zwei Arten der Überprüfbarkeit. Zum einen die Inter-coder-Übereinstimmung. Hier kodiert eine zweite Person den Text, wobei die Übereinstimmung der Kategorien als Kriterium für Objektivität verstanden wird. Dies ist in dieser Arbeit nicht umsetzbar und Objektivität kein Gütekriterium dieser qualitativen Forschung. Philipp Mayring und Thomas Fenzl bringen jedoch an, dass bei induktiver Kategorienbildung aufgrund der interpretativen Natur des Vorgehens ohnehin keine völlige Übereinstimmung möglich ist. Ich sehe das Wegfallen hier nicht als eine Minderung der Qualität dieser Studie an. Dagegen wird eine Intra-coder-Übereinstimmung vorgenommen. Hier wird das Material nach Abschluss der Analyse erneut ausgewertet, ohne die zuvor zugeordneten Kategorien zu beachten. Diese Überprüfung zeigt, wie stabil das Analyseverfahren war und kann daher als Reliabilitätsmaß gesehen werden. Hätten sich die Resultate stark unterschieden (was hier nicht der Fall war), hätte das Kategoriensystem überarbeitet werden müssen. (Mayring, 2014, S. 111; Mayring & Fenzl, 2014, S. 546)

Im Laufe der induktiven Kategorienbildung wurden insgesamt 928 Kodierungen vergeben. Wie oben beschrieben wurden diese in zirkulären Durchgängen verfeinert, wobei sich schließlich drei Überkategorien herausbildeten auf welche sie die Codes jeweils beziehen. Die Kategorien, denen die Codes zugeordnet werden konnten, sind die „strukturelle Ebene“, die „praktische Ebene“ und die „individuelle Ebene“. Diese Ebenen gliedern auch die Darstellung der Ergebnisse in dieser Arbeit (vgl. 4).

3.1.6 Interpretation und Diskussion

Nach der Datenanalyse folgte die Interpretation der durch die induktive Kategorienbildung reduzierten Daten anhand des Kategoriensystems. Im Ergebnisteil dieser Arbeit (vgl. 4) werden die Daten vor dem theoretischen Rahmen diskutiert und abschließend die Forschungsfrage beantwortet (vgl. 4.4).

3.2 Gütekriterien qualitativer Sozialforschung

Ergänzend zu den Anmerkungen in Bezug auf die Gütekriterien der einzelnen Schritte in den vorherigen Unterkapiteln wird hier übergeordnet auf die Gütekriterien innerhalb dieser qualitativen Forschung Bezug genommen.

Der Hauptpunkt liegt hierbei in der Transparenz der Vorgehensweise. Durch eine strukturierte, systematische und offengelegte Planung und Dokumentation der Forschung wurden alle

Entscheidungen und Forschungsschritte festgehalten und nachvollziehbar begründet. Dies ist vor allem auch in der Datenauswertung durch die regel- und theoriegeleitete Natur der qualitativen Inhaltsanalyse gegeben (Mayring, 2014, S. 39, 41). Durch eine transparente Darlegung des Forschungsprozesses ist also die intersubjektive Nachvollziehbarkeit für Außenstehende gewährleistet (Flick, 2014: 420f.; Mayring, 2020: 4, 9). Durch eine reflexive Dokumentation der Forschung, in der auch die eigene Rolle als Forschende (siehe nächstes Unterkapitel) beinhaltet ist, kann diese einer gewissen Reliabilität nahekomen (Flick, 2020: 251). Nina Baur und Jörg Blasius schreiben dazu: „Daher wird betont, dass das Forschungsinstrument ‚Forschende(r)‘ trainiert werden muss. Objektivität heißt hier, dass die Forschenden ihr methodologisches Vorgehen reflektieren und nachvollziehbar offenlegen“ (2014: 47).

Qualitative Sozialforschung verzichtet auf Standardisierungen und ist durch Offenheit und Interpretation gekennzeichnet. Daher erhebt sie auch keinen Anspruch auf Replikation, Objektivität oder Universalität als Gütekriterien. Ansprüche an qualitative Sozialforschung sind dagegen die Begründung der Wahl des Forschungsdesigns und der Methoden oder die transparente Darlegung des Vorgehens in der Forschung (Flick, 2014: 422).

3.3 Herausforderungen und Positionalität

Eine Herausforderung, die meist in qualitativer Forschung präsent ist, bezieht sich auf die Position der forschenden Person und deren Umgang mit ihrer Subjektivität. Dass ich als Forschende selber Teil dessen bin, was ich erforsche (in diesem Fall des wissenschaftlichen Feldes), muss meine eigene Position und alle Attribute, die diese beeinflussen im gesamten Forschungsprozess reflektiert werden (Baur and Blasius, 2014: 46). Da in qualitativer Forschung meist das interpretative Verstehen eines Gegenstand im Vordergrund steht, ist es wichtig ein Bewusstsein darüber zu haben, dass Verstehen und Interpretieren hier immer von meinem subjektiven Standpunkt aus geschehen ist und demnach von meiner persönlichen Rolle abhängt (Ronald and Herbrich, 2014: 473f.).

Besonders in den Interviewsituationen war ein Bewusstsein über die Situation und meine eigene Rolle als Interviewerin bedeutend, da ich die Fragen erstellt sowie die Gestaltung der Interviews vorgegeben habe und daher die Kontrolle über die Situation hatte. Deshalb ist Transparenz und ein Offenlegen des Erkenntnisinteresses auch gegenüber den Interviewpartner*innen wichtig (Helfferich, 2014: 564). Dieser Punkt ist sicher in Fällen, in denen man mit Personen aus einem anderen Erfahrungs- und Lebenshintergrund arbeitet, was in diesem Fall beispielsweise Personen, die sich nicht in einem akademischen Kontext befinden oder Personen aus dem Globalen Süden, anders zu hinterfragen. Da ich als *weiße* Person, die wissenschaftlich im

Globalen Norden sozialisiert ist, ebenfalls mit Personen arbeite, die sich in dem gleichen Kontext befinden und daher bei einigen Attributen der Positionalität Ähnlichkeiten existieren, wirken hier machthierarchische Strukturen weniger als in anderen Fällen.

Die Attribute meiner Positionalität, die innerhalb der Interviewsituationen für mich auffällig waren und sichtbar wurden ist mein soziales Geschlecht, mein Alter, mein akademischer Grad und meine disziplinäre Sozialisierung. Dabei habe ich zum einen gemerkt, dass ich mir selbst im Verhältnis zu meinen Interviewpartner*innen bestimmte Rollen zugeschrieben habe. Zum anderen war auch spürbar, dass ich von Seiten der befragten Personen aufgrund dieser Attribute in bestimmten Rollen gesehen wurde. Spannend für mich zu beobachten war, dass ich mich bei den Befragten, die viele gleiche oder ähnliche Attribute in ihrer Positionalität aufgewiesen haben, wie ich (oder die ich ihnen zumindest zugeschrieben habe), natürlicher und selbstbewusster verhalten habe. Dabei fühlte ich mich bei den Befragten, die ebenfalls Frauen waren, sich altersmäßig nah an meinem Alter befanden und in ihrer akademischen Laufbahn noch am Anfang standen, eher auf Augenhöhe. Vor allem bei den männlichen Befragten (die alle einen anderen disziplinären Hintergrund haben als ich), die sich bereits lange im universitären Kontext befinden und in ihrer akademischen Laufbahn sehr fortgeschritten sind, spürte ich eine Hierarchie. Von einem der Befragten wurde ich beispielsweise als „schüchtern“ bezeichnet. Dabei konstituierte sich diese Rolle, ob bewusst oder unbewusst, sicherlich sowohl von meiner Seite aus wie auch von der Seite der Befragten. In den Interviewsituationen konnte jedoch durch die vorher erstellten Leitfragen eine am Forschungsgegenstand orientierte Befragung gewährleistet werden, ohne dass die Situation maßgeblich durch die verschiedenen Positionalitäten beeinflusst wurde. In der Datenauswertung und -interpretation musste ich mir dagegen besonders über meinen disziplinären Hintergrund und meine wissenschaftliche Sozialisierung bewusst sein, um eine diesbezügliche Färbung der Daten zu vermeiden. Um die Gütekriterien qualitativer Forschung gewährleisten zu können, ist es deshalb besonders wichtig, die Schritte des Forschungsprozesses transparent offenzulegen, sowie die Wahl von Theorie und Methodologie zu begründen.

4 Darstellung der Ergebnisse: Die Rolle von Positionalität

In diesem Teil der Arbeit findet die Analyse und Diskussion der aus der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring, 2000b, 2014, 2015) hervorgegangenen Themen statt. Diese werden interpretiert, in Bezug zur Literatur gesetzt und so am Ende des Kapitels die Forschungsfrage beantwortet (vgl. 4.4). Dazu wird Positionalität auf struktureller (vgl. 4.1), praktischer (vgl. 4.2)

und individueller Ebene (vgl. 4.3), welche als Kategorien aus der Kodierung hervorgegangen sind, betrachtet.

Da sowohl Interviews mit Sozial- wie auch Naturwissenschaftler*innen durchgeführt wurden, ist es für die Auswertung und Analyse wichtig, die Ergebnisse vor ihrem jeweiligen disziplinären Hintergrund zu betrachten. Es hat sich gezeigt, dass sich reflexive Positionalität je nach disziplinärem Hintergrund, der Art der Forschung, also ob es sich um Grundlagenforschung oder angewandte Forschung handelt, und Forschungsansatz in unterschiedlicher Ausprägung in den Forschungsprojekten zeigt. Dies wird im Folgenden auf den drei Ebenen erläutert. Dabei wurde sichtbar, dass sich manche Aspekte, wie beispielsweise Punkte, die Wissen oder das Individuum betreffen, auf mehreren Ebenen äußern, sich aber jeweils unterschiedlich ausdrücken und wirken.

In der Betrachtung von Positionalität im Kontext von Forschung geht es um den Bezug der forschenden Person zu seiner*ihrer Forschung. Hierbei ist die Beziehung zwischen Forscher*in und Forschungsteilnehmer*innen ein grundlegender Bestandteil (Berger, 2015, S. 220). In allen Interviews wurde deutlich, dass es im Rahmen der Forschungsprojekte Kontakt und Interaktion mit der Lokalbevölkerung in den Forschungsfeldern gab. An dieser Stelle ist grundsätzlich anzumerken, dass sich in den Sozialwissenschaften ein Kontakt zu Personen im Feld aus dem Forschungsthema ergibt. Meist wird die Gesellschaft und soziales Leben erforscht, weshalb die Personen im Feld auch die Untersuchungsobjekte und daher Forschungsteilnehmer*innen sind. Die Naturwissenschaften erforschen dagegen die physische Umwelt. Da aber naturwissenschaftliche Projekte auch in sozialen Kontexten stattfinden können, kann es auch hier zu Kontakt mit Menschen kommen. Diese stellen zwar nicht die Subjekte der Untersuchung dar, es kann sich aber eine Interaktion ergeben, da sie Teil des Feldes sind, in dem geforscht wird. Ein Kontakt zur Lokalbevölkerung war in der einen oder anderen Ausprägung in allen Projekten aller Befragten gegeben und stellt deshalb auch einen wesentlichen Aspekt der Analyse auf allen Ebenen dar.¹³

Innerhalb moderner Wissenschaften befindet sich die Produktion von Wissen zwangsläufig in einem wissenshierarchischen Kontext (Brunner, 2018, 2020; Grosfoguel, 2007). Daher ist reflexive Positionalität in Projekten aller wissenschaftlicher Disziplinen wichtig. Aufgrund machthierarchischer Dynamiken zwischen Globalem Norden und Süden (Maldonado-Torres, 2007; Mignolo, 2011b; Quijano, 2000) trifft das in besonderem Maße innerhalb von Projekten, die im Globalen Süden stattfinden, zu. Es hat sich gezeigt, dass je nach Disziplin reflexive

¹³ Für eine detaillierter Vorstellung der Interviews vgl. Methodenteil Punkt 3.1.3 oder die zusammenfassende Tabelle im Anhang (vgl. Anhang).

Positionalität dabei auf den unterschiedlichen Ebenen in verschiedener Ausprägung und Tiefe eine Rolle spielt.

4.1 Die Rolle von Positionalität auf struktureller Ebene

Da sich diese Arbeit mit Forschung als Produktion von Wissen in einer dekolonialen theoretischen Einbettung beschäftigt, hängt die strukturelle Ebene mit kolonialen Machtstrukturen und Hierarchien, die global im Kontext von Wissen wirken, zusammen (Brunner 2018, 2020; Grosfoguel 2007). Positionalität bezieht sich hier auf die Position der forschenden Person innerhalb dieser Strukturen. In Zusammenhang mit Forschung im Globalen Süden geht es hier vor allem um die forschende Rolle als Verkörperung der Hegemonie des Globalen Nordens (Bärnthaler, 2020; Vanner, 2015, S. 1, 3). Dabei wird betrachtet, wie die forschende Person die Welt wahrnimmt und sich in ihr verortet (Berger, 2015, S. 220). Auf dieser Ebene konnten durch die qualitative Inhaltsanalyse vor allem Aspekte, die sich auf Wissen und wissenschaftliche Institutionen beziehen, identifiziert werden.

In den Interviews konnte herausgelesen werden, dass von forschungsrelevantem Wissen oft im Verständnis von oder als Äquivalent zu Expertise oder Kompetenz gesprochen wurde. Das bezieht sich vorwiegend auf wissenschaftliches Wissen, aber auch auf lokales Wissen¹⁴ von Personen aus dem Forschungsfeld. Der Befragte 4 (Nawi) (persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 109–120) äußert zum Beispiel:

Und die [...] Leute da, man schlackert mit den Ohren, was die für Kenntnisse haben zum Wald. [...] Und das sind, wie gesagt, das sind 150 Arten [an Bäumen]. Ich würde sagen 50 von diesen Arten, die sehen alle gleich aus. So dunkelgrün, lange glänzende Blätter mit so einem drip tip am Ende des Blattes. Und die können die auseinanderhalten [...] Das Allerbeste ist, die können die Wurzeln auseinanderhalten. So, wir arbeiten und sagen wir [sic.] ‚Die Wurzel, wo kommt das [sic.] her?‘. ‚Ist aus dem Baum da‘. Und es stimmt. Dann überprüft man das, kann das sein? Stimmt. [...] Es ist erstaunlich, was die für Arten-Kenntnisse haben.

In diesem Zitat wird deutlich, dass das Wissen der Lokalbevölkerung als eindrucksvoll bewertet wird. Dies kann als Bewunderung und Anerkennung interpretiert werden, in dem Sinne, dass die Lokalbevölkerung Wissen besitzt, welches in den Forschungskontexten als themenspezifische Expertise betrachtet wird. Dabei könnte gedeutet werden, dass kompetentes Wissen aus dem Globalen Süden als außergewöhnlich angesehen wird. Deshalb könnte eine besondere Bewunderung lokalen Wissens auch mit einer zugrundeliegenden Verwunderung darüber, dass die Lokalbevölkerung Träger*in dieses Wissens ist, begründet werden.

¹⁴ Unter „lokalem Wissen“ oder „Lokalwissen“ wird hier auf Wissen verwiesen, welches nicht im Sinne wissenschaftlicher Standards aus dem Globalen Norden eingeordnet wird, sondern sich innerhalb lokaler Kontexte entwickelt hat und nicht wissenschaftlich konzeptualisiert ist.

Auch wenn lokales Wissen nicht negiert oder marginalisiert, sondern bewundert und geschätzt wird, konnte in einigen Aussagen aus den Interviews interpretiert werden, dass wissenschaftliches Wissen als lokalem Wissen übergeordnet verstanden wird. Die befragte Person aus Interview 6 (Nawi) (persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 295) spricht beispielsweise von der Arbeit seiner wissenschaftlicher Kolleg*innen vor Ort als „sehr inspirierend“ und dagegen von lokalem Wissen als „gutes Wissen“, jedoch „natürlich nicht wissenschaftlich fundiert“ (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 138). Hier lässt sich erkennen, dass Träger*innen wissenschaftlichen Wissens mit anderem Maßstab betrachtet werden als Träger*innen nicht-wissenschaftlichen Wissens. Auch die Benennung von Träger*innen von wissenschaftlichem Wissen als „Expert*innen“ (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 82) zeigt, dass verschiedene Formen von Wissen hierarchisiert werden und anhand dessen als relevant oder weniger relevant für die Forschung eingestuft wird. Es wird eine eurozentristische Sichtweise auf Wissen, der ein dualistisches Denken von wissenschaftlich versus nicht-wissenschaftlich zugrunde liegt, offenkundig. Dieses Denken ist die Basis für eine Reproduktion der Hierarchisierung verschiedener Wissensformen mit dem Wissen aus dem Globalen Norden an der Spitze (Dannecker, 2022; Feldman, 2020, S. 142; Mignolo, 2012a, S. 13; Quijano, 2000, S. 221, 2007, S. 174; Walsh, 2007, S. 224f., 229). Diese Hierarchisierung und Gegenüberstellung von Wissenssystemen und der Gedanke der Überlegenheit zeigt sich auch anhand folgender Zitate:

Da wird dann die Schuluniform, die Hefte, die Schulbücher, das wieder alles aus Österreich finanziert. Damit diese Leute dort eine gute Bildung erfahren und sich so aus dieser ärmlichen Region herausarbeiten können. Oder dass die Region vielleicht doch gescheite Leute hervorbringt. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 144–147)

Von dem ersten Projekt haben wir dann gebeten, wir müssen allen erklären, [...] was wir machen wollten in den Wäldern, warum wir das machen. Und für manche war das [...] ein bisschen abstrakt. (B4 Nawi, persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 149–151)

Im ersten Zitat wird deutlich, dass der Befragte 6 (Nawi) die Bildung durch institutionalisiertes Wissen mit Gebildet-Sein gleichsetzt. In der zweiten Aussage zeigt sich, dass die Wissensgrundlage, die in dem Projekt der befragten Person angewendet wird, so komplex wäre, dass die Lokalbevölkerung sie nicht verstehen würde. Beide gehen bewusst oder unbewusst davon aus, dass wissenschaftliches Wissen aus dem Globalen Norden komplexer und ihre Träger*innen daher kompetenter seien als die Lokalbevölkerung in den Forschungsfeldern. In Kontakt mit der Lokalbevölkerung und der Sichtweise auf unterschiedliches Wissen zeigt sich zwar eine Wertschätzung lokalen Wissens, aber dennoch eine Prägung durch die Kolonialität des Wissens (Mignolo, 2011b) in Form einer Bewertung und Hierarchisierung verschiedener Wissensformen und der Kompetenz ihrer Träger*innen.

Eine Wertschätzung konnte in den durchgeführten Interviews in Bezug auf solches Lokalwissen ausgemacht werden, welches relevant für die Forschungsziele der Projekte der Befragten war. Die Anerkennung lokalen Wissens hängt also damit zusammen, inwiefern es für die Durchführung der Forschung und daher die Produktion wissenschaftlichen Wissens von Belang ist. Was als wissenschaftliches Wissen verstanden wird, ist abhängig vom Kontext des*der Wissenschaftlers*Wissenschaftlerin und seiner*ihrer akademischen, institutionellen, epistemologischen Sozialisierung und allgemein des sozialen, politischen, kulturellen, ... Kontexts des Individuums. Inwiefern Wissen relevant ist, wird von Forschenden aus dem Globalen Norden daher meist vor einem wissenschaftlichen Hintergrund bewertet (Bärnthaler, 2020, S. 200f.). Das zeigte sich bei manchen der Befragten in Form von konkretem themenspezifischem Wissen, bei anderen mehr als für die Infrastruktur der Forschung hilfreich. Der Befragte 6 (Nawi) (persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 140) beschreibt:

Zum Beispiel wissen die [Lokalbevölkerung], wo gewisse Tiere vorkommen oder gewisse Pflanzen, wenn man die sucht. Und man kann schon von dem einheimischen Wissen sehr profitieren.

Die Wortwahl des „Profitierens“ spiegelt hier die Sichtweise auf forschungsrelevantes Wissen der Lokalbevölkerung als Daten, die zum Forschungszweck genutzt werden können. Es wird also eine Extraktion von Daten aus dem Globalen Süden für die Theoriebildung im Globalen Norden deutlich, die Raewyn Connell in ihrem Konzept der globalen Wissensökonomie beschreibt (Connell, 2014a, 2014b; Connell et al., 2018) (vgl. 1.3.4). Dies zeigt sich zum Beispiel in diesen Zitaten:

Und von dem her kann ich sagen, ja, wir können jetzt auch hier [Wien bzw. Globaler Norden] schauen, gibt es auch hier Wanzen, die bestäuben? Weil man das eben dort [Costa Rica bzw. Globaler Süden] zum ersten Mal gesehen hat. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 225ff.)

Man macht 10.000 Fotos, Videoaufnahmen, Tonaufnahmen und lernt neue Leute kennen. Und dann irgendwann fährt man wieder mit einem weinenden und einem freudigen Auge zurück auf die Uni nach Wien und arbeitet das dann dort aus. (ebd., S. 297ff.)

Also getrocknete Pflanzen und eingelegte Insekten und so Sachen, die werden dann einfach auf legalem Weg mitgenommen und dann hier [Wien bzw. Globaler Norden] angeschaut. Und irgendwann kommen die ins Museum, naturhistorische. Und wenn wir dann nicht mehr sind, sind die weiterhin in der Sammlung. (ebd., S. 307ff.)

Die Datenextraktion trifft in unterschiedlicher Reichweite in den Projekten der befragten Personen zu. Unabhängig vom disziplinären Hintergrund, ist in den Projekten, bei denen es sich um Grundlagenforschung handelt, eine Datenextraktion zum Zweck der Theorienbildung in der Art der Forschung inhärent. In den angewandten (hier naturwissenschaftlichen) Projekten handelt es sich dabei mehr um ein Profitieren durch das Wissen der Lokalbevölkerung für die Durchführung des Projekts, sei es auf themenspezifischer oder infrastruktureller Ebene. Dabei zeigt sich eher die Anwendung von Theorien aus dem Globalen Norden für Forschung im Globalen Süden, was auch ein Aspekt der globalen Wissensökonomie ist (S. H. Alatas, 2000, S. 25; Connell, 2014a, S. 211; Connell et al., 2018, S. 739).

Wie im Theorieteil dieser Arbeit ausgeführt, ist eine Folge der Welthegeemonie des Globalen Nordens, dass sich der Globale Süden selbst als nicht kompetent empfindet, da er in der Geschichte der Wissenschaften lediglich als Arbeiterschaft für die Wissensproduktion im Globalen Norden betrachtet wurde. Er verfällt in eine Haltung der Extraversion, in der angenommen wird, nicht selbst die Quelle von kompetentem und wissenschaftlichem Wissen sein zu können (vgl. 1.3.4). Der Globale Norden setzt sich dagegen in die Position des Sprechers für den Globalen Süden. Wie die Befragte 7 (Sowi) (persönliche Kommunikation, 6. November 2022) in folgenden Zitaten schildert, kann sich das im Kontext von Forschung darin äußern, dass aufgrund eines mangelnden Gefühls an Verantwortung und „Besitz“ am Projekts erwartet wird, dass die Forschenden aus dem Globalen Norden Entscheidungen treffen und die Richtung der Forschung vorgeben (Dannecker, 2020, S. 182, 2022, S. 1721).

Ich würde sagen, dass es aus meiner Erfahrung bis jetzt sehr häufig die Erwartungshaltung auch gibt das der Westen, ich nehme die Adressierung jetzt, die ich manchmal bekomme, dass der Westen vorgibt. (284f.)

Also Uganda war beispielsweise jetzt auch so aktiv eigentlich von den Forschungs-Partnerinnen die Idee da. Dort ist es auch so, dass der Lead wirklich in Uganda ist. Trotzdem sehr häufig diese Idee auch daher kommt ‚Sagt ihr uns, wie wir das jetzt machen‘. (327ff.)

Da habe ich schon sehr oft das Gefühl gehabt, da kommt jetzt eben ‚naja, sagt ihr es uns halt‘. (374f.)

Es geht hier also auch um Erwartungen vom Feld an den*die Forscher*in, die auch mit geformten Rollen und Positionalitäten zusammenhängen und dementsprechend reflektiert werden müssen. Die Rolle des*der Forschenden hängt von seinem*ihren sozialen, politischen, institutionellen, ... Kontext ab und prägt das „wissenschaftliche Selbst“ der forschenden Person und ihre wissenschaftliche Forschungspraxis. (Bärnthaler, 2020, S. 199)

In einer wissenshierarchischen Welt ergeben sich diese Dynamiken nahezu zwangsläufig, wenn nicht ein Bewusstsein zur Reflexion dieser Strukturen und der eigenen Positionalität in diesen vorhanden ist und in Folge bewusste Entscheidungen dagegen getroffen werden. In Interview 8 schildert der Befragte (Nawi) (persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 163ff.) den Versuch diesen Dynamiken durch einen partizipativen Forschungsansatz entgegenzuwirken:

Also [...] das läuft wirklich gut und ich glaube, die wirklich wichtige Voraussetzung war, [...] dass die Partizipation, wenn man diese Leiter der Partizipation hernimmt, dass wir es wirklich geschafft haben, dass so eine, sozusagen eine Ermächtigung und den Einfluss wirklich zu transferieren auf die lokalen Landnutzer*innen.

Es zeigt sich, dass der partizipative Ansatz einen egalitären Austausch hervorgebracht hat und so Entscheidungen gleichberechtigter getroffen werden konnten. Dies hat Hierarchisierungen im Forschungsprozess geschwächt, wodurch Macht transferiert werden konnte.

Und die Leute waren sehr, sehr überrascht und haben gesagt, das ist das erste Mal, dass sozusagen in so einem Projekt, auch wenn die alle sagen, die sind partizipativ, sie wirklich auch Einfluss haben, also so, dass wirklich so [...] eine Verlagerung von Macht auch stattgefunden hat und die Leute sozusagen selber bestimmen konnten. Und [...] da haben die Leute so eine Ownership entwickelt in dem Projekt, dass die gesagt haben, ‚Das ist jetzt unser [...] Ding, das Projekt‘. Und die haben dann also wirklich große Aktivitäten entwickelt. Auch beim Aufforsten, [...] die haben das viel stärker selber in die Hand genommen. Ich glaube, und das war so [...] das Erfolgsrezept letztendlich. (ebd., S. 112–120)

Das andere ist sicher, dass wir sozusagen bei den partizipativen Zugängen stärker darauf geachtet haben, dass Macht transferiert wird zur Lokalbevölkerung und nicht bei den Wissenschaftlern bleibt. Und das war schon etwas, das wir eingebracht haben als Teil, sozusagen als unseren Input. Auch weil natürlich vor Ort schon Hierarchien von Wissen, also das wissenschaftliche Wissen, wenn dann jemand eine Diss[ertation] bei uns gemacht hat, [...] dann gehen sie davon aus, dass Ihr Wissen mehr wert ist als das lokale Wissen der lokalen Landnutzer*innen. Und wir haben versucht, das irgendwie auszugleichen und so an eher die Schwerpunkte in Richtung einer Transferierung von Macht zur lokalen Bevölkerung vorzunehmen. (ebd., S. 303–311)

Der Befragte (ebd., S. 391–398) beschreibt jedoch, dass der institutionelle Rahmen der Wissenschaft aus dem Globalen Norden dies oft nur schwer zulässt:

Und es war auch nicht unser Ziel, da jetzt sozusagen sofort Publikationen rauszuziehen. Überhaupt nicht. Ich konnte das machen, weil ich halt eine Tenure Track-Stelle habe [...] wenn man so eine bezahlte Fix-Stelle hat, kann ich eben solche Dinge machen, [...] das ist eine Freiheit. Junge Wissenschaftler*innen, die sind ja da in einer schwierigeren Position. Die können so was gar nicht machen vielfach, wie jetzt die Strukturen sind. Und wir arbeiten auch daran, die zu verändern. Aber das braucht noch Zeit.

Moderne Wissenschaft und universitäre Forschung sind in der Art, wie sie betrieben werden von Kolonialität geprägt (Brunner, 2018, S. 28ff., 2020, S. 13), was sich auch in den Rahmenbedingungen von Forschung zeigt. Oft spielt dabei Zeitdruck eine Rolle, welcher maßgeblich durch begrenzte Finanzierungen und Fördergelder für Forschung und hohen Wettbewerbsdruck innerhalb institutioneller Wissensproduktion zustande kommt (Bärnthaler, 2020, S. 200; Dannecker, 2022, S. 1720f.).

Aber es ist halt einfach kompliziert. Weil dann also dann kriege ich meine Förderung ja auf drei Jahre. Was ja auch nicht lange ist, wo alle schon wissen, das schafft man nicht in drei Jahren. Vor allem nicht, wenn man ein Jahr auf Forschung geht. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 322–325)

Jetzt ist Covid, sehr häufig wird noch mit Papier gearbeitet, wo man sich halt nicht aufs Internet verlassen kann. Dann konnte da halt lange Zeit auch niemand hinfahren und die ganzen Unterschriften bestätigen lassen. Und so weiter. Ja dann. Es ist einfach mal ein halbes Jahr verloren gegangen. Und dann ist es super, wenn man auch einen Fördergeber hat, der oder die Verständnis dafür hat, weil ansonsten heißt es halt gleich ‚Naja gut, dann müsst ihr jetzt halt aufhören‘. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 395–400)

Ein solcher Zeitdruck führt dazu, dass partizipative Prozesse, wie sie der Befragte 8 beschreibt, nur selten erfolgreich durchgeführt werden können, da sie Zeit in Anspruch nehmen. In Folge bleibt auch weniger Raum für reflexive Positionalität, selbst wenn die Forschenden ein dahingehendes Bewusstsein vorweisen. Die Rahmenbedingungen von Forschung, die aus moderner Wissenschaft hervorgehen, sind also kaum dafür ausgelegt, reflexive Positionalität zu praktizieren (Dannecker, 2020, S. 185; Dannecker & Heis, 2020, S. 167).

Daraus resultierend konnte eine Hierarchisierung des Globalen Nordens im Kontext der Produktion von Wissen nicht nur in Bezug auf das Wissen selbst identifiziert werden, sondern

auch bezüglich wissenschaftlicher Institutionen und universitärer Lehre (Dannecker, 2020, S. 181).

Wir haben ja auch viele Leute hier [Wien bzw. Globaler Norden] ausgebildet, die jetzt an Universitäten dort [Äthiopien bzw. Globaler Süden] arbeiten. Die Unis dort sind schon ziemlich noch limitiert, was die Ressourcen anbelangt, auf die Forschungszentren. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 300ff.)

Ja, weil das System nicht da ist. Aber man kann auch nicht ein Bildungssystem auf einer Uni-Ebene einfach aus dem Boden stampfen, das geht nicht. Du musst denken, was wir für eine Tradition von universitärer Ausbildung haben in Europa. Und vor allem was für eine Auswahl wir haben. An Leuten. So, jeder Wissenschaftler in der Uni in Europa. Ich meine, wir machen eine Doktorarbeit und dann machen wir ein paar Jahre Postdoc. Dann hat man ein paar Jahre andere Erfahrungen. Und irgendwann landet man als Institutsleiter. So ungefähr. So funktioniert das. [...] Die Leute kommen [...] zurück nach Äthiopien. Und plötzlich sitzen die in einer leitenden Position. Warum? Weil dort gibt es keine andere Wahl. So ungefähr. Ja, so diese ganze Erfahrungsbringenden Schritte, die wir haben, bis man das macht, das fehlt. Eine Konsequenz ist auch das System. [...] Es klingt immer so wie dieser Postkolonialismus oder so was, aber wir können das besser. Das ist so, weil wir machen das seit ein paar 100 Jahren. Es ist die Realität. (B4 Nawi, persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 334–348)

Die Universitäten des Globalen Nordens werden als Quellen von wissenschaftlichem Wissen und diesbezüglich fortschrittlicher als der Globale Süden gesehen. Hierfür wird in den Interviews vor allem die Verfügbarkeit von Ressourcen und Erfahrung als Grund genannt.

Zusammenfassend kann ein grundlegendes Wirken von Kolonialität auf struktureller Ebene erkannt werden, was sich in einer Dichotomisierung von wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen sowie in einer Höherstellung von Wissen und wissenschaftlichen Institutionen aus dem Globalen Norden zeigt. Das Wirken von Kolonialität innerhalb der Wissenschaft wird auch in der Wissensextraktion von Daten aus dem Globalen Süden zum Zweck der Theorienbildung im Globalen Norden erkennbar. Allgemein kann bei allen Befragten mal mehr, mal weniger ein Bewusstsein bezüglich der Hegemonie des Globalen Nordens und wissenshierarchischer Strukturen identifiziert werden. Dabei gibt es sowohl bei natur- wie auch sozialwissenschaftlichen Befragten Aussagen, die ihre Rolle in diesen Strukturen angesprochen haben und ihre Positionalität reflektieren.

4.2 Die Rolle von Positionalität auf praktischer Ebene

Da die Sichtweise auf die Welt auf struktureller Ebene das Verhalten einer Person prägt, beeinflusst sie im Forschungskontext, wie ein*e Forscher*in eine Forschung durchführt. In Bezug auf reflexive Positionalität ist dabei zentral, sich darüber bewusst zu werden, wie man beispielsweise als Forschende*r im Feld handelt, mit Forschungsteilnehmenden interagiert oder Daten interpretiert. In der Analyse konnten dabei Punkte in Bezug auf den Forschungsansatz, die Motivation zur Forschung, den Zugang zum Forschungsfeld, die Vorbereitungen auf den Feldaufenthalt, die Methode und Entscheidungsprozesse innerhalb der Forschung herausgearbeitet werden. Betrachtet man diese Aspekte der Forschungspraxis, also wie sich

eine Person im Feld verhält und präsentiert, kann gedeutet werden, wie sich die Forschenden in Bezug zum Forschungsgegenstand sehen, also in welcher Position sie sich im Forschungsfeld betrachten und inwiefern diese reflektiert wird. Diese Punkte lassen also erkennen, welche Rolle reflexive Positionalität für die Befragten in ihrer Forschungspraxis spielt. (Berger, 2015, S. 220; Bourke, 2014, S. 2)

Allgemein ist hervorzuheben, dass es bei allen Beteiligten ein Bewusstsein über ihre Forschung innerhalb machthierarchischer Strukturen gibt und der Wille ersichtlich wurde, Forschung zu betreiben, die im Austausch stattfindet und nicht ausbeuterisch ist. In allen Projekten wird versucht, so zu arbeiten, dass die Forschung die Lokalbevölkerung nicht negativ beeinflusst.

Und es ist natürlich ein wechselseitiges Lernen. Was geht und was nicht. Was sehr schwer ist, also wo ich selbst etwas unsicher bin. Wie gut schaffen wir es wirklich, diese marginalisierten Gruppen nicht noch mehr zu marginalisieren? (B3 Nawi, persönliche Kommunikation, 20. Oktober 2022, S. 309ff.)

Es ist irgendwie ganz spannend. Ich finde das aber total essenziell, weil ich ja auch nicht möchte, dass wir da, dass wir Menschen ständig in Situationen bringen, wo wir uns auch gegenseitig, ja zu einem gewissen Grad auch berühren, vielleicht in einer negativen Art und Weise. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 135–138)

Das finde ich, sind ja Praxen, die sind mittlerweile auch gut etabliert. Da kommt jetzt niemand mehr von uns und sagt, ja, und übrigens so und so geht das. Also, ich meine, das muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen, da habe ich schon das Gefühl, da ist jetzt genug Erfahrung in meinem Umfeld auch mittlerweile da, dass // solche Dinge passieren einfach nicht mehr. Das ist mir auch total wichtig, weil da sind so viele Fehler begangen worden. (ebd., S. 431–435)

Und um all dem sozusagen entgegenzuwirken und auch weil wir geglaubt haben, das geht auch beides, wir können die Lebensumstände verbessern und gleichzeitig Kohlenstoff speichern. Deswegen haben wir gesagt, diese beiden Ziele sind gleich wichtig. Ohne sozusagen, ohne eines kommt das Ganze nicht zustande. Wenn kein Kohlenstoff gespeichert wird, geht es nicht. Aber auch wenn, sozusagen nicht die Armut verringert wird, dann wird es auch nicht gemacht. Ja, also das sind die Ziele. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 191–195)

Das lässt darauf schließen, dass sich die Befragten Personen über ihre Positionalität innerhalb der Forschungspraxis und den Privilegien, die die Rolle als Forscher*in mitbringt, bewusst sind. Begriffe, die in diesem Zusammenhang genannt werden sind „auf Augenhöhe“ (B4 Nawi, 2022, S. 396), „Partizipation“/„partizipativ“ (B8 Nawi, 2022; B3 Nawi, 2022, S. 83; 303) oder „kooperativ“ (B7 Sowi, 2022, S.153). Wie sich dieses grundlegende Bewusstsein jedoch in der Praxis im Forschungsfeld tatsächlich äußert, kann dabei nicht beurteilt werden. Dazu müsste eine teilnehmende Beobachtung vor Ort innerhalb der Forschungsprojekte durchgeführt werden. Wie bereits auf struktureller Ebene angesprochen, zeigte sich das besonders in Interview 8, in dem der partizipative und interdisziplinäre Forschungsansatz des Projekts geschildert wurde.

Also interdisziplinär. Man hat mal Zeit sozusagen zu lernen und zu hören, wie [...] andere Disziplinen sprechen, welche Epistemologien die haben, wie die denken. Und dann gibt es Zeit, überhaupt mal transdisziplinär mit den lokalen Leuten zu arbeiten und zu schauen, wie das vor Ort funktioniert. Genau, das ist eine ganz andere Welt irgendwie Forschung zu machen. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 352–355)

Das Bewusstsein bezüglich forschungsspezifischer Machtstrukturen führte hier dazu, dass ein Forschungsansatz gewählt wurde, der die Möglichkeit zu Partizipation und einem Machttransfer bietet. Ein solcher Ansatz öffnet Raum zum Austausch und zur Reflexion der eigenen Positionalität innerhalb des Forschungsfeldes und in Bezug zu den Personen im Feld. Gleichzeitig muss zumindest ein gewisses Bewusstsein über diese Dinge bereits herrschen, um überhaupt einen solchen Forschungsansatz zu wählen. Ein Bewusstsein über den strukturellen Kontext von wissenschaftlicher Forschung und reflexive Positionalität in der Forschungspraxis bedingen sich also. Ein wichtiger Faktor, den der Befragte 8 (Nawi) (persönliche Kommunikation, 16. November 2022) dabei äußerte, war der Aspekt der Zeit beziehungsweise die zeitliche Dauer des Forschungsprojektes.

Ich sehe das auch so als Slow Science Projekt, Slow Science, wo es darum geht, dass wir viel Zeit für den Forschungsprozess haben und damit auch Zeit haben, so im Gleichklang mit der Geschwindigkeit der lokalen Landnutzer*innen zu sein und Vertrauen aufzubauen in solchen Prozessen. Weil das kommt nicht von heute auf morgen dieses Vertrauen. (327–31)

Wir haben selber gesagt, okay, dieses Jahr wird stressig. Okay, nächstes Jahr. Ganz entspannt. Das ist unglaublich, was das ausmacht. So [...] im Gleichklang mit der Geschwindigkeit vor Ort zu sein. Das, glaube ich, war wirklich auch ein wichtiger Punkt. (337–40)

Die Befragte 7 (Sowi) (persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 151ff.) merkt hier an, dass es auch eine Entscheidung ist und Bemühung erfordert, um solche Forschungsansätze aufrechtzuerhalten.

Das war auch sehr harte Arbeit, habe ich das Gefühl, auch so ein System wirklich aufrecht zu erhalten und so ein kooperatives System aufrecht und offen zu halten ist extrem viel Arbeit.

Es scheint also zum einen äußerliche Rahmenbedingungen von Forschung zu geben, die eine nicht-hierarchisierende Forschungspraxis begünstigen oder erschweren. Zum anderen hängt dies auch von den persönlichen Bemühungen der forschenden Person ab (Dannecker, 2020, S. 183).

Geht man innerhalb des Forschungsprozesses auch in einen inter- oder transdisziplinären Austausch mit Personen, die einen anderen disziplinären Hintergrund haben, kann dies das Potenzial bieten auch in Bezug auf die eigene Disziplin und sich selbst als Forschende*r Erkenntnis zu erlangen. Dieser bereichernde Austausch ist sowohl von naturwissenschaftlichen wie auch sozialwissenschaftlichen Befragten angesprochen worden. Transdisziplinarität als Ansatz, welcher grundsätzlich die Art und Weise, wie wissenschaftliches Wissen produziert wird hinterfragt, kann dabei einen methodologischen Rahmen für die Dekonstruktion von Wissenshierarchien bieten. Positionalität besitzt in der Konzeptualisierung von transdisziplinärer Forschung, wie Petra Dannecker und Alexandra Heis (2020, S. 167, 169) ausführen, einen entscheidenden Teil in der Art und Weise zu forschen. Reflexive Positionalität

ist dabei auch grundlegend für die Weiterentwicklung von Transdisziplinarität. Sie (ebd., S. 172) beschreiben:

Transdisciplinarity can lead to democratization in processes of knowledge production and is a framework that can support questioning the hierarchy of scientific knowledge and between scientific and lay knowledge. Transdisciplinarity as a collaborative framework has the potential to open-up and ease entrenched academic forms of knowledge production – after all, life is dynamic, and so research must be, too.

Ein weiterer grundlegender Aspekt auf der praktischen Ebene von Forschung, der aus den Interviews hervorgegangen ist, ist welche Motivation die Befragten haben, ihre Forschung durchzuführen. Welche Motivation eine Person hat, Forschung zu betreiben, kann an dieser Stelle Auskunft darüber geben, wie er*sie sich in Bezug zum Forschungsgegenstand sieht und positioniert. Dabei wurde der Bedarf für diese Forschungsprojekte im Globalen Süden als Forschungsmotivation genannt.

Ich meine, es wird da angewendet. Aber es wird da angewendet, weil es gibt einen Bedarf [sic.]. Ohne, dass es einen Bedarf gibt, würde es nie funktionieren. So ungefähr. Da ist ein Bedarf da, dass das gemacht wird. (B4 Nawi, persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 361ff.)

Andererseits sieht man halt doch sehr stark diesen Bedarf auch in Ländern des Südens. (B3 Nawi, persönliche Kommunikation, 20. Oktober 2022, S. 32f.)

Die Frage des Bedarfs, und demnach die Wahl für einen Forschungsstandpunkt, kann dabei auch von Fördergebern und -geldern gesteuert sein. Förderagenden sind dabei teils durch Entwicklungsagenden gelenkt und reflektieren hegemoniale Diskurse, die mit Wahrnehmungen des Globalen Nordens als „modern“ und „fortschrittlich“ zusammenhängen, während der Globale Süden als rückständig konstruiert wird. Dadurch werden Machtasymmetrien reproduziert. (Bärnthaler, 2020, S. 201f.; Connell, 2014a, S. 559; Dannecker, 2020, S. 180, 2022, S. 1720f.)

Wie es so ist in der Forschung. Irgendwann kam ein Call von den Ministerien, dass sie Projekte suchen in bevorzugten Ländern. Und eines davon war Äthiopien. Ja. Und dann haben wir mehr oder weniger so mit den Leuten vor Ort unseren Kopf zusammengesteckt und gesagt ‚Okay, was wäre ein gutes Projekt?‘. Und dann kamen viele Leute zusammen und dann haben wir das bearbeitet, bis wir irgendwie was Schlüssiges hatten. Und so ist es zustande gekommen. (B4 Nawi, persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 98–103)

Der Argumentation, dass es einen Bedarf für die Forschungsprojekte gibt, kann auch ein paternalistisches Denken zugrunde liegen. Das Motiv des Bedarfs und des Helfens wurde dabei nur in den Interviews mit den naturwissenschaftlichen Befragten ersichtlich. Das gibt Aufschluss darüber, dass die Länder des Globalen Südens hier als bedürftig betrachtet werden. Die eigene Rolle wird in diesem Zusammenhang als die eines*einer Helfer*in wahrgenommen. Es kann also auch auf dieser Ebene eine Hierarchisierung zwischen Forscher*in und Forschungsfeld, Globalem Norden und Globalem Süden festgestellt werden.

Und den Leuten dort zu helfen, mit Naturschutz ihr Geld zu verdienen und nicht mit Wilderei oder mit Rodungen. [...] Es ist ja auch so, dass die Rodungen dort passieren, weil Europa die Hebel so zieht oder so. Also es geht ja auch die Zerstörung von uns aus, somit muss auch der Schutz von uns ausgehen. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 215–218)

Und habe dann mir gedacht, ja, irgendwie wollen wir ja den Leuten helfen, wenn wir schon den Kontakt haben. (B2 Nawi, persönliche Kommunikation, 14. Oktober 2022, S. 90f.)

Im Rahmen der Analyse kann dabei nicht unterschieden werden, wo die Grenze zwischen Verantwortungübernehmen und Paternalismus liegt. Hierfür müssten weitere themenzentrierte Interviews mit den Befragten durchgeführt werden. In Interview 1 konnte dagegen eine deutliche Auseinandersetzung mit der eigenen Positionalität in diesem Zusammenhang erkannt werden.

Also, ich glaube, ein Punkt, der, der halt irgendwie für mich wichtig ist, wo ich sage, das ist ein großer Teil meiner Selbstreflexion ist, dass ich mir nichts vormache. Dass ich, denen viel gebe. Und ich glaube, das ist auch nicht negativ zu sagen ‚Ich gebe ihnen nicht viel‘, weil das ist ja im Endeffekt zu sagen ‚Ich gebe Euch jetzt Richtlinien, wie ihr euch besser verhalten müsst. Welche Trainings ihr machen müsst‘. Ähm, ich finde // das will ich nicht machen. Das kann ich nicht machen. Die kennen also // da fehlt mir einfach das Wissen. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 545–551)

Also, ich habe mich mit meinem Forschungsbericht für die Masterarbeit ziemlich viel damit auseinandergesetzt. [...] weil es wurde ja schon verlangt, dass ich quasi dann was biete, ihnen was gebe, wo sie konkrete Punkte haben, wo sie etwas verbessern können. Aber ich bin dann quasi extra draufgegangen, dass ich das nicht mache, weil ich die Expertise nicht habe. Die kennen sich viel besser damit selber aus. Und weil, weil das halt immer genau wieder dieses ‚Der Westen zeigt euch Idealvorstellungen auf, wie etwas zu sein hat‘, weil das reproduziert so, und das will ich halt nicht. [...] Weder kann ich, noch will ich dem Feld so viel zurückgeben in Form von Fähigkeiten, Skills, Erweiterung, Trainings, irgendetwas, so Consulting oder so. Das geht nicht. (ebd., S. 556–565)

Eine weitere Motivation, die besonders bei den Projekten, die Grundlagenforschung betreiben, erkennbar war, ist das Entdecken.

Das ist eben, weil es dort eine Vielfache von der Biodiversität gibt, die wir hier [Costa Rica bzw. Globaler Süden] haben, faszinierende Sachen, die wir hier [Österreich bzw. Globaler Norden] nicht haben und natürlich auch viele noch nicht entdeckte Sachen in dem Sinne. Somit kann man dort leichter was Neues entdecken und vielleicht aus dem Grund dann auch hier bei uns neue Erkenntnisse gewinnen und da hier was erforschen, was man dort erst entdeckt hat oder vorher nicht wusste. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 219–223)

Hier wird die globale Universalisierung der Wissenschaft aus dem Globalen Norden, also einer Brille, die durch die modernen Wissenschaften geprägt ist (Dannecker, 2020, S. 186; Feldman, 2020, S. 142; Walsh, 2007, S. 224), deutlich, denn das Entdecken von etwas Neuem ist hier im wissenschaftlichen Sinne gemeint. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Lokalbevölkerung in ihrem Wissensverständnis vieles, was Teil der Forschungsprojekte der Befragten ist, nicht unbekannt ist. Ein „Entdecken“ neuer wissenschaftlicher Erkenntnis im Globalen Süden kann hier mit dem kolonialen „Entdecken“ von Gebieten, die als „terra nullius“, leeres unbelebtes Land (Smith, 2012, S. 55), deklariert wurden, verglichen werden. Die Doktrin von terra nullius wurde genutzt, um den territorialen Anspruch in kolonisierten Ländern zu rechtfertigen und diente den europäischen Kolonialisten in Australien als Rechtfertigung für die Aneignung des Landes (ebd.: 115). In der Analyse ist erkenntlich geworden, dass hier davon ausgegangen wird, dass Sachverhalte und Forschungsgegenstände noch unentdeckt sind. Dabei wird jedoch nicht reflektiert, dass dies lediglich in einem wissenschaftlichen Verständnis der Fall sein mag. Die forschende Person als Stellvertreter*in des Globalen Nordens wendet also das

wissenschaftliche Verständnis auf das Forschungsfeld an und definiert Dinge als „neue Entdeckungen“, die in einem anderen Wissensverständnis womöglich nicht unbekannt sind. Auch die Benennung des Gebietes in dem der Befragte 6 (Nawi) (persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022) Forschung betreibt als „Regenwald der Österreicher“ (ebd., S. 105, 116, 123, 195, 246), das er als „europäische Enklave“ (ebd., S. 96) bezeichnet, erinnert an eine (neo)koloniale Ausbreitung des Globalen Nordens.

Ja, das sind auch // viele natürlich aus Österreich und Deutschland, je nachdem. Es werden immer mehr Unis sozusagen dort hingebacht im Zuge einer Exkursion und die bleiben dann auch öfter mal dort und machen ein Forschungsprojekt. Aus Slowenien, hauptsächlich natürlich Europa, aber auch USA kam schon hin. Und die Uni in Costa Rica auch. Aber die haben irgendwie ihre eigenen Stationen und die kommen dann nur so ab und zu vorbei muss man sagen. Es ist eher so eine europäische Enklave ein bisschen, diese Forschungsstation. (ebd., S. 91–96)

Dabei muss auch angemerkt werden, dass sich die Vorstellungen von Forschungsprojekten auch stark unterscheiden können. In eine Forschung involvierte Personen aus dem Globalen Süden, ob als Forschungsteilnehmer*innen oder als Personen, die sich im Forschungsfeld befinden, können dabei unterschiedliche Ideen davon haben, was Forschung ist und wie sich diese in der Praxis äußert. Die Auffassung darüber, wie Forschung aussieht ist also wieder kontextabhängig (Bärnthaler, 2020, S. 197–202). Bereits eine Annahme von Seiten der Forschenden, dass darüber die gleiche Auffassung herrscht und die lokalen Akteur*innen das Projekt gleichermaßen verstehen, ist hegemonial. Dadurch, dass die Befragten das Forschungsfeld unhinterfragt durch eine wissenschaftliche Brille betrachten, findet eine Universalisierung von Wissen aus dem Globalen Norden statt, die erneut eine grundlegende hierarchische Sichtweise auf unterschiedliche Wissenssysteme impliziert. Dabei geht es weniger darum, dass keine wissenschaftliche Forschung betrieben werden darf/soll, sondern um die Reflexion darüber, welches Wissensverständnis hier zugrunde liegt sowie um die Anerkennung anderer Systeme von Wissen.

Ein weiterer Aspekt, der aus der Analyse hervorgegangen ist, ist der Zugang zum Forschungsfeld. Dieser ist mit der Positionalität einer Person und der daraus resultierenden Rolle, die er*sie im Forschungsfeld hat, verknüpft (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 583f.). Deshalb können Aussagen, die sich auf den Zugang zum Feld beziehen Aufschluss darüber geben, welche Rolle eine Person in Bezug zum Feld innehat oder in welcher Rolle er*sie sich sieht. Daraus kann herausgelesen werden, inwiefern sich die Person über ihre Positionalität bewusst ist und diese in Form von Reflexion in die Forschung einbezieht. In den Interviews wurde deutlich, dass sich die Zugänge zum Feld in den Forschungsprojekten unterscheiden. Zum einen hat die Rolle eines*einer Gatekeepers*Gatekeeperin hier eine Bedeutung. Darunter versteht man eine Person, die mit dem Feld vertraut ist oder bereits Kontakt zum Feld hat und

dem*der Forscher*in dadurch Zugang zum Feld verschaffen kann (Breidenstein et al., 2020, S. 62).

Dann ist es eben ganz häufig so, dass man auch damit anfängt, mit einer Einrichtung, die der Uni halt nahe ist, wo jemand jemanden kennt. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 273ff.)

Weil wir haben eben den Kontakt zum Pastor [Name] gehabt, dann wussten wir, dass die Caritas Österreich dort vor Ort auch arbeitet und sind mit den Vertretern und Vertreterinnen in Kontakt getreten und haben halt gefragt, ob die uns unterstützen würden, weil wir kennen halt Leute in den Dörfern über den Pastor [Name]. (B2 Nawi, persönliche Kommunikation, 14. Oktober 2022, S. 125–128)

Natürlich, wir hatten als nepalesische Partner die dortige Akademie der Wissenschaften, wo meine ehemalige Dissertantin gearbeitet hat. Wir hatten die Tribhuvan Universität aus Kathmandu mit doch einem Kollegen, der in Österreich studiert hat und mit dem ich lange befreundet bin. (B3 Nawi, persönliche Kommunikation, 20. Oktober 2022, S. 89–92)

Schon drei, vier Jahre hatten die dann den [Name] gekannt, haben ihn sehr geschätzt, weil er immer wieder dort war, weil sie gesagt haben ‚Okay, dich kennen wir schon. Normal kommen Leute einmal, befragen uns und nie hören wir wieder was von denen. Wir wissen nicht, was da rauskommt‘ und so. Und da gab es schon eine Vertrauensbasis, dann ist die wirklich noch lang gestärkt worden. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 333–337)

Hier variiert der*die Gatekeeper*in von lokalen Universitäten oder Institutionen über lokale Wissenschaftler*innen bis hin zu Individuen, die nicht aus dem wissenschaftlichen Kontext kommen. Die Befragte 1 (Sowi) schilderte dagegen, dass sie keinen Kontakt zum Feld durch eine*n Gatekeeper*in hatte und sich daher selbstständig Zugang verschaffen musste. Sie (persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 284–287) schildert, wie sie dabei vorgegangen ist:

Das Beste, was man machen kann, ist wo hingehen an die Tür klopfen und da sein. ‚Hallo, hier bin ich‘, ‚Hallo, ich möchte gern diesen jenes machen. Kann ich mit jemandem ...‘. So bin ich schon zu extrem vielen Leuten gekommen und das hat halt auch funktioniert.

Alle Befragten waren zu Beginn ihrer Forschungsprojekte Outsider*innen in Bezug zu ihrem Forschungsfeld. Die beiden sozialwissenschaftlichen Befragten schildern in diesem Zusammenhang, dass sich im Laufe der Zeit ihre Rolle und ihr Verhältnis zum Feld veränderte.

Also ich wurde halt auch immer mehr zu als Offizier oder sozusagen gesehen. [...] Und damit bin ich ja keine Zivileistin mehr. Inwieweit bin ich dann noch Forscherin? Natürlich immer. Aber ich bin halt dann halt, also ich habe so eine andere Rolle. Halt so in der Art. Eine Art Offizierinnen-Rolle. Also nicht ganz natürlich. Aber halt so eine Form von. Und damit hat sich halt meine Rolle verändert, dass ich nicht mehr nur Wissenschaftlerin bin. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 253–262).

Wo das jetzt auch schon mehr so eine familiäre Geschichte geworden ist. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 186f.)

Zum einen hat die forschende Person je nach Zugang zum Feld eine andere Beziehung zu diesem und daher auch eine andere Rolle beim Einstieg in das Feld. Umgekehrt hat auch die Rolle, die der*die Forscher*in innehat und verkörpert Einfluss auf den Zugang zum Feld (Adu-Ampong & Adams, 2020; Berger, 2015; Dwyer & Buckle, 2009). Dass die sozialwissenschaftlichen Befragten über ihre veränderte Rolle im Forschungsfeld sprechen, zeigt ein Bewusstsein bezüglich ihrer Rolle im Feld und ihrer Positionalität. Da dieser Aspekt

auch auf individueller Ebene eine Rolle spielt, wird darauf im folgenden Unterkapitel noch genauer eingegangen.

Bedeutend beim Zugang zum Feld ist auch die Sprache. Besonders, wenn Forscher*innen aus dem Globalen Norden im Globalen Süden Forschung betreiben, ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Lokalsprache beherrschen oft gering.

Und ich hab halt Chi gelernt, um halt irgendwie so ein bisschen // Das ist ja auch so ein Berufsethos, dass man das lernen muss. [...] Ne, war schon gut, weil dadurch habe ich auch mehr Anerkennung von den Personen um mich herum gekriegt. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 301ff.)

Und deswegen schaut man halt vorher, dass man jemanden erwischt aus dem Dorf, der halt Englisch kann und dass man da rein kann und [...] wo darf man hingehen? Das ist alles nicht so einfach. (B2 Nawi, persönliche Kommunikation, 14. Oktober 2022, S. 98ff.)

War dann auch [...] sehr schnell im Raum, der Wunsch, dass ich mein Thai verbessere, weil das einfach wichtig ist und weil Übersetzungen ad hoc vor Ort extrem schwierig sind. Auch natürlich, wenn Sie sich denken, Sie interviewen zum Beispiel Eltern, die jetzt kein Englisch sprechen, dann wird dort vor Ort direkt übersetzt. Das ist natürlich eine unangenehme Situation. Die Fragen waren nicht unbedingt leichte auch zum Thema Behinderung der eigenen Kinder. Das heißt, das war auch ein Wunsch, der dann formuliert wurde. Der Kollege, mit dem ich am engsten zusammenarbeitet, hat dann auch beschlossen, er möchte irgendwie auch ein bisschen Deutsch lernen, dass wir irgendwie mehr Potpourri haben. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 116–123)

An dieser Stelle fällt auf, dass die Lokalsprache in den sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekten (B1, B7) eine andere Rolle spielt als bei denen der Naturwissenschaft (B2). Das liegt daran, dass sich die Forschungsgegenstände unterscheiden. Untersucht man die soziale Realität von Menschen hat das Beherrschen der Sprache einen anderen Stellenwert, als wenn die physische Umwelt erforscht wird. Hilfreich wären Sprachkenntnisse jedoch auch hier, da, wie bereits beschrieben, die Forschungsprojekte in sozialen Kontexten stattfinden. Die naturwissenschaftlichen (und auch in einigen Situationen die sozialwissenschaftlichen) Befragten kommunizierten im Forschungsfeld auf Englisch. Dass Forschende davon ausgehen, dass sie im Feld auf Englisch kommunizieren können, ist hegemonial und zeigt die Prägung durch die modernen Wissenschaften, in denen Englisch die globale „scientific language“ ist.¹⁵ Dennoch wurde auch im naturwissenschaftlichen Kontext beschrieben, dass versucht wurde, sich mit der Lokalbevölkerung zu verständigen.

Ein Kollege, der da sehr viel Erfahrung hat, war dabei. Und zwei nepalesische, Nepali Consultants, wo die Vermittlung einerseits sehr viel learning by doing ist [...]. Und gewisse komplexere Sachverhalte durch Schauspiel und Tanz vermittelt werden. Das war ja auch etwas, was später dieser Work-Chief mir auch noch einmal gesagt hat. Der hatte zu wenig Hintergrundinfo übers Projekt, viel um die Ohren. Die Kollegen haben ihn zwar getroffen, aber er wollte alles noch einmal wissen. Und der hat auch noch einmal darauf verwiesen, also man braucht Tänzer, Schauspieler, um die Inhalte zu vermitteln. (B3 Nawi, persönliche Kommunikation, 20. Oktober 2022, S. 348–355)

Dieses Beispiel zeigt, dass der Wille der Begegnung da ist und versucht wird, die Sachverhalte des Forschungsprojektes zu artikulieren. Die Interaktion im Feld und der Versuch, sich auf

¹⁵ Aufgrund der begrenzten Kapazität dieser Arbeit kann hier nicht weiter auf den Zusammenhang von Wissenschaft und Sprache eingegangen werden.

verschiedenen Ebenen zu begegnen, zeigt eine Wertschätzung gegenüber der Lokalbevölkerung und ein Bewusstsein über den Stellenwert von Kommunikation mit dieser.

Ein Bewusstsein innerhalb der Forschungspraxis zeigt sich auch in Bezug auf die Vorbereitungen vor dem Feldaufenthalt. Dabei war erkenntlich, dass keine*r der Befragten sich ohne jegliche Vorbereitung und unwissentlich in das Forschungsfeld begeben hat. Dabei wurde vor allem auch der Kontext des jeweiligen Landes betrachtet.

Und dann haben wir halt, also wir haben uns halt damit beschäftigt, wie sind halt die Regeln vor Ort, dass man da halt keinen [...] Blödsinn macht, weil es ist ja notwendig. Also ich sehe das jedenfalls immer als notwendig. (B2 Nawi, persönliche Kommunikation, 14. Oktober 2022, S. 440ff.)

Aber darauf bereiten wir immer die Studenten vor, die noch nie in den Tropen waren, dass die wirklich sich bewusst sind, wo sie da hinfahren. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 330ff.)

Aber da ist es, und das machen wir immer so, dass wir auch schauen, sozusagen wirklich auf kulturelle Besonderheiten aufmerksam zu machen und auf soziale Kompetenz zu achten. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 278ff.)

Das deutet darauf hin, dass sich die Befragten grundlegend damit beschäftigen, dass es Unterschiede gibt, je nachdem in welchem Land und Kontext man sich aufhält und darauf aufbauend, wie man sich in anderen Kontexten verhält. Sie scheinen sich also damit zu befassen, dass eine unhinterfragte Präsenz in ihren Forschungsfeldern negative Auswirkungen auf die Lokalbevölkerung haben kann, und versuchen diese, durch beispielsweise eine adäquate Vorbereitung auf den Feldaufenthalt, zu minimieren.¹⁶

In Bezug auf das methodische Herangehen konnten in einem der Interviews der sozialwissenschaftlichen Befragten eine Reflexion bezüglich der Art und Weise, wie sie Daten erhebt, erkannt werden:

Und ich glaube einfach, das ist halt das Problem mit diesem ethnographischen Ansatz. Alles, was ich höre, sehe, lese gibt mir einen Eindruck. [...] auch wenn der Eindruck nichts Konkretes ist, was ich aufschreibe und zu dieser Person zurückzuführen ist oder zu dieser Situation, ist mein Eindruck, der kommt ja aus diesen ganzen Dingen. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 728–732)

Also ich versuche mich gerade so ein bisschen damit auseinanderzusetzen, was sind eigentlich dekoloniale Methoden? Oder, ähm, inwiefern ist das, was ich mache // reproduziert das nicht auch wieder halt irgendwie so, so recht binäre Denkmuster? (ebd., S. 787–790)

Sie reflektiert ihre Rolle als Forscherin in Bezug auf ihre Methodik und die Produktion von Wissen.

Und dann bist du da halt, es ist es heiß, es ist anstrengend, dann gehst du nach Hause und musst dann // dann habe ich halt teilweise vier, fünf Din-A4-Seiten halt verschriftlicht, weißt schon, so abgetippt so. [...] Also ich habe dann einfach alles zusammen geschrieben quasi und jetzt merke ich, wenn ich durch die Daten gehe, das was so wichtig meine Gefühle aufzuschreiben so ‚Boah, heute habe ich überhaupt keinen Bock zu gehen‘ oder so was halt. (ebd., S. 713–720)

Die Befragte schildert hier eine Selbstreflexion innerhalb ihres Forschungsalltags, die auch dokumentiert wird. Sie hat also in Form eines Forschungstagebuchs Selbstreflexion methodisch

¹⁶ Vgl. Anderson, 1999.

in den Forschungsprozess eingebaut. Bei den anderen Befragten wurde dies im Rahmen der Interviews nicht angesprochen, was allerdings nicht zwangsläufig darauf hindeutet, dass reflexive Positionalität auf methodischer Ebene nicht stattfindet.

Des Weiteren zeigt die Art, wie Entscheidungen getroffen werden, und besonders, wer Entscheidungsträger*in ist, wie sich die Forschenden innerhalb des Prozesses und Projekts sehen. Dieser Punkt hängt auch damit zusammen, welcher Forschungsansatz innerhalb des Projektes gewählt wird. Wie eine Person also Entscheidungsprozesse und seine*ihre Rolle in diesen schildert, gibt wiederum Auskunft darüber, inwiefern ein*e Forscher*in seine*ihre Position reflektiert. In der qualitativen Inhaltsanalyse konnten dabei in den durchgeführten Interviews verschiedene Punkte herausgearbeitet werden. Im Projekt des Befragten 6 (Nawi) wird zum Beispiel deutlich, dass das gesamte Forschungsprojekt in der Hand der Forschenden aus dem Globalen Norden liegt. Die Lokalbevölkerung stellt dabei die Infrastruktur zur Verfügung, die die Durchführung der Forschung ermöglicht.

Da arbeiten die ganzen Einheimischen und da gibt es auch Köchinnen, da gibt's einen Gärtner und Tischler, einen Sekretär, eine Chefin und das ist // du kannst es dir ein bisschen vorstellen, wie ein kleines Feld-Hotel, wo sozusagen wirklich jemand ist, der in der Früh Frühstück macht für alle. Und dann gibt es ein Buffet mit Reis und Bohnen und Ei und dann stärkt man sich da. Um 7:00 gibt es Frühstück, da essen alle, die gehen arbeiten in den Wald, kommen wieder zu Mittag. Dann gibt es wieder Essen und am Abend um sechs gibt es nochmal Essen, man ist immer gestärkt und kann sich auf seine Arbeit konzentrieren. (B6 Nawi, persönliche Kommunikation, 28. Oktober 2022, S. 314–320)

Personen im Feld haben also unterschiedliche Rollen in Bezug zur Produktion von Wissen innerhalb des Projekts (Dannecker, 2022, S. 1721f.). Der Befragte sieht sich sowie andere Forschende als die Produzenten*Produzentinnen von Wissen und die Lokalbevölkerung als Bereitsteller*innen der Infrastruktur für diesen Prozess. Auch an dieser Stelle ist eine Hierarchisierung unterschiedlicher Rollen in Bezug auf die Wissensproduktion erkennbar.

Aus den anderen Interviews geht hervor, dass Forschungsentscheidungen meist von den Forschenden ausgehen, aber dennoch innerhalb dieser Entscheidungen die Forschungsobjekte oder Personen im Feld oft einbezogen werden.

Also auch diese Erwartungshaltung, dass zum Beispiel administrative Schritte eher von unserer Universität da geleistet werden können. Da ist aber teilweise ganz aktiv dagegen gearbeitet worden. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 289ff.)

Und offen [der Forschungsprozess] deshalb, weil mir wichtig war, dass die Leute auch ‚Nein‘ sagen können. Also wenn die die Aufforstung nicht wollen, dann nicht. (B8 Nawi, persönliche Kommunikation, 16. November 2022, S. 88f.)

Da waren wir mit den äthiopischen Wissenschaftler*innen, mit den Kolleginnen dort vor Ort und haben geschaut, [...] wo könnten wir, wenn die Leute wollen, wo [...] könnte so eine [...] Aufforstung sein? Und dann haben wir [...] ein Gebiet identifiziert [...]. Und dann war es so, dass nach, [...] gut einem Jahr wohl, haben die Leute dann gesagt ‚Ja, sie haben schon Interesse, aber nicht dort, sondern an einem anderen Ort‘. Und die äthiopischen Wissenschaftler haben gesagt ‚Nein, dort‘. Okay. Und die Leute haben gesagt ‚Nein, dort‘. Und dann haben die wirklich intensiv ein, zwei Tage vor Ort richtig so in diesen Gruppen diskutiert. Und das ist hin und her gewogt und so und zum Schluss haben die, zum Glück wirklich, und das war kritisch wichtig, haben die lokalen Leute sich durchgesetzt mit ihrem Wunsch, wo das sein sollte. (ebd., S. 101–111)

Bei dem Projekt des Befragten 8 (Nawi) zeigt sich, dass durch den partizipativen Prozess die Lokalbevölkerung ein Gefühl der Eigenverantwortung entwickelt hat, was darauf hindeutet, dass ein Machttransfer erfolgreich war.

Zusammenfassend kann hier gesagt werden, dass es bei allen Befragten ein grundlegendes Bewusstsein darüber gibt, dass ihre Forschungspraxis in globale Machtstrukturen eingebettet ist. Dies zeigte sich als zum einen von forschungsspezifischen Rahmenbedingungen (wie dem Forschungsansatz oder der Dauer des Projekts) sowie von persönlichem Bestreben und Bemühen abhängig. Innerhalb der Forschungspraxis konnten vorwiegend bei den naturwissenschaftlichen Befragten hierarchisierende Sichtweisen auf die Produktion von Wissen innerhalb ihrer Forschungspraxis erkannt werden. Das bezieht sich vor allem auf die Motivation oder das grundlegende Motiv der Befragten, diese Forschungen durchzuführen. In Bezug auf die Rolle, die ein*e Forscher*in in der Forschungspraxis hat, zeigte sich ein größeres Bewusstsein bei den sozialwissenschaftlichen Befragten. Grundlegend ist dabei zu sagen, dass die Rolle der Forschenden im Feld je nach disziplinärem Hintergrund und Forschungsgegenstand eine andere ist. In sozialwissenschaftlicher Forschung ist der*die Forscher*in das Werkzeug der Datenerhebung, weshalb seine*ihre Rolle in der Wissensproduktion anders reflektiert werden muss als bei naturwissenschaftlicher Forschung. Allgemein kann dabei gesagt werden, dass diejenigen Befragten, bei denen eine Auseinandersetzung mit globalen Wissenshierarchien bereits auf struktureller Ebene erkennbar war, sich auch auf praktischer Ebene mehr darüber bewusst sind und dies in ihre Forschungspraxis einbeziehen.

4.3 Die Rolle von Positionalität auf individueller Ebene

An dieser Stelle ist es wichtig, erneut auf die offene und flexible Art der Interviewführung hinzuweisen. Dass Aussagen, die sich auf die individuelle Ebene der forschenden Person beziehen, vermehrt und detaillierter bei den Befragten, die einen sozialwissenschaftlichen Hintergrund haben, vorkommen, hat auch damit zu tun, dass im Verlauf dieser Interviews ein erhöhtes Bewusstsein in Bezug auf die Auseinandersetzung mit dem Selbst festgestellt wurde. Das führte in den Interviewsituationen dazu, dass diesbezüglich auf gewisse Aspekte anders und stärker eingegangen werden konnte und diese daher anders verlaufen sind als die Interviews mit den Personen aus den Naturwissenschaften. Die Folge war, dass es mehr und vertiefte Schilderungen aus den Interviews mit sozialwissenschaftlichem Hintergrund gibt, die sich auf individueller Ebene befinden. Daraus lässt sich schließen, dass das höhere Bewusstsein in dieser Hinsicht mit dem disziplinären Hintergrund zusammenhängt.

Bei Positionalität auf individueller Ebene in Bezug zu Forschung geht es darum zu reflektieren, in welcher sozialen Lokalität man sich selbst befindet und wie Attribute des Selbst, wie zum Beispiel Hautfarbe, Gender, Alter, Sprache, Glaube, ... in einer Forschung wirken (Bourke, 2014, S. 2). Inwiefern ein Bewusstsein über und eine Reflexion der eigenen Attribute und wie diese auf die Rolle als Forscher*in im Feld wirken identifiziert werden kann, gibt demnach Aufschluss über die reflexive Positionalität der Person auf dieser Ebene.

Wie auf struktureller und auf praktischer Ebene konnte auch auf individueller Ebene eine Sichtweise, die von Kolonialität geprägt ist, festgestellt werden. Hier wird diese als Ausdruck der Sozialisierung des Individuums im Globalen Norden gedeutet. Dabei ist deutlich geworden, dass es bei den sozialwissenschaftlichen Befragten ein größeres Bewusstsein in Hinblick auf ihre Sozialisierung gibt als bei den interviewten Personen aus den Naturwissenschaften, wie in folgenden Zitaten erkenntlich ist.

Ja, aber man merkt halt selber, dass man manchmal noch so ein bisschen zusammenzuckt und sich denkt, ‚Oh, okay, jetzt war ich also wieder zu so ich selbst oder zu sehr in [...] meiner eigenen Sozialisation‘. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 252ff.)

Also im Laufe meiner Forschung und auch eben halt in Beziehungen mit Menschen in Ghana, habe ich halt immer mehr gemerkt, wie ich eigentlich auch eigene rassistische Strukturen in mir habe [...] und war halt dann irgendwie dann so ‚Huch, was habe ich da gerade gedacht?‘. Das war irgendwie scheiße [...] du merkst halt in den verschiedensten Themen, wo du nie draufgekommen wärst, dass du jetzt da irgendwie so eine rassistische Vorerziehung hast. Dass die dann plötzlich dann da ist. Dann versucht man natürlich damit anders umzugehen, das zu überdenken. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 613–619)

Ich meine jetzt so rassistische Strukturen sind eher so kleinere Dinge im Alltag. (ebd., S. 645f.)

Es wird sichtbar, dass das Bewusstsein über und die Auseinandersetzung mit der eigenen Sozialisierung und deren Auswirkungen als Forscherin vorhanden sind. Auf praktischer Ebene zeigte sich die Brille des Globalen Nordens in der Universalisierung wissenschaftlichen Wissens in der Wissensproduktion. Hier lässt sich dies aus persönlichen Äußerungen oder Benennungen herauslesen.

Aber das waren Eltern, die sind so alt wie ich und so was. Wo du dir denkst, ein Land eben so reich wie Saudi-Arabien. Wie gibt es [...] dass Leute, die 50 Jahre alt sind, nicht lesen und schreiben können? Also das ist schon arg. (B2 Nawi, persönliche Kommunikation, 14. Oktober 2022, S. 556ff.)

Dabei werden teils westliche Sichtweisen auf andere Kontexte angewendet und die eigenen Ansichten pauschalisiert.

Die leiden, wie wir alle unter Klimaänderungen und egal ob das in Äthiopien ist oder in Deutschland ist oder egal wie. (B4 Nawi, persönliche Kommunikation, 21. Oktober 2022, S. 261f.)

Das Bewusstsein über das Selbst im Feld bezieht sich auch auf die Rolle als forschende Person im Feld. Dieser Punkt schließt sich an den Punkt des Feldzugangs an, der bereits auf praktischer Ebene angesprochen wurde. Bezog sich dort eine Auseinandersetzung damit mehr auf den Aspekt des Feldes, geht es auf individueller Ebene vor allem um Attribute des Individuums im

Feld und die Wahrnehmung dieser (Adu-Ampong & Adams, 2020; Berger, 2015; Dwyer & Buckle, 2009; Millora et al., 2020; Sultana, 2007).

Die Befragte 1 (Sowi) (persönliche Kommunikation, 16. August 2022) schildert hier zum Beispiel:

Und es waren alle extrem offen halt auch. [...] Da hilft's dir halt weiße zu sein, weil [...] halt alle so mit dir reden wollen. Also es schließt dir Türen und es öffnet dir Türen. (685ff.)

Also, es wollen alle mit dir reden erstmal. Und dann so ‚Ehh, Bruny‘. Also ‚Bruny‘ ist halt so das Wort für weiße Ausländer*in in Ghana. Und dann rufen dich alle ‚Eh eh eh‘ und so [...] Du bist immer sichtbar. Also wenn ich jetzt Schwarz gewesen wäre, dann wäre ich viel mehr untergegangen und hätte viel mehr Zugangsmöglichkeiten vielleicht gehabt, weil ich halt einfach nicht sichtbar bin. Als weiße bist du immer sichtbar. Da kannst du nicht einfach mal sitzen bleiben, ruhig sein. [...] Aber es hat halt dann auch wieder was Positives, dass du halt weiß bist. Weil dann sagt der eine ‚Komm bei mir und schau bei mir vorbei‘. Oder sie haben auch das Interesse, dass du dann da dabei bist. [...] Man kann es jetzt nicht sagen, es ist rein positiv oder rein negativ. (692–702)

In diesen Zitaten zeigt sich die Auseinandersetzung der Befragten mit und das Bewusstsein über ihre Rolle als *weiße* Person in Ghana deutlich. In diesem Zusammenhang reflektiert sie die Attribute der Hautfarbe und Ethnie ihrer Positionalität. Dabei geht es nicht nur um die Selbstwahrnehmung, sondern auch die Zuschreibung einer Rolle durch das Forschungsfeld (Adu-Ampong & Adams, 2020, S. 583f.; Millora et al., 2020, S. 14f.).

Also diese Exotisierung, die findet von beiden Seiten statt. Ähm, ich gehe da ja auch aus einem bestimmten Grund hin. Warum gehe ich nach Ghana, wieso gehe ich nicht [...] woanders hin? Irgendetwas lerne ich da ja. Oder irgendetwas finde ich da ja besonders spannend, was ich so nicht woanders spannend finde. Und genauso exotisieren sie mich halt auch. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 202, S. 591–595)

Manchmal, wenn ich dann halt selber Fragen formuliere, wirklich ad hoc in einem Gespräch, dann kommt oft dieser Kopf nach links und rechts und mich so anschauen. Wie kann das sein, dass du mit zehn Jahren immer noch die gleichen blöden Fragen stellst? Kommt dann auch so. Es kommt dann oft so [...] ‚Oh mein Gott, [Name der Forscherin] asked another western question‘. [...] weil spannenderweise die Adressierung von Ihnen zu uns oder von meinen Forschungspartner*innen auf mich ist schon sehr oft der Westen. Das finde ich spannend, weil das würde ich zum Beispiel nie zurück sagen. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 241–247)

Das Bewusstsein darüber, dass in einem Forschungsfeld verschiedene Personen zusammenkommen, kommt in dem Interview mit der Befragten 7 (Sowi) heraus.

Vielleicht ist das auch ein ganz spannender Hintergrund, weil das hört man dann eigentlich nie. Es wird ja viel drüber gesprochen über interkulturelle Kompetenz. Und so weiter. Es wird selten darüber gesprochen, dass man sich vielleicht manchmal auch einfach nicht zu Gesicht steht, im wahrsten Sinne des Wortes. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 70–73)

Ich finde das überhaupt immer so ein bisschen eine, eine aufregende Sache. Mit wem kommt man da eigentlich zusammen und wie reagiert man aufeinander und was ist dort eigentlich? (ebd., S. 310ff.)

Diese Aussagen lassen darauf schließen, dass sich die Befragte darüber bewusst ist, dass sich verschiedene Menschen aus unterschiedlichen Positionen im Feld begegnen und die entsprechenden Positionalitäten kontinuierlich und kontextspezifisch aushandeln (Berger, 2015, S. 231; Day, 2012, S. 70, 75; Millora et al., 2020, S. 15; Sultana, 2007, S. 383). Dementsprechend müssen diese in der Interaktion navigiert werden.

Und ich finde, Navigieren ist immer so ein schönes Wort, [...] weil beide Seiten im wahrsten Sinne des Wortes sich annähern mussten. (B7 Sowi, persönliche Kommunikation, 6. November 2022, S. 104ff.)

Die kontextspezifischen Aushandlungsprozesse der Positionalität wurden dabei besonders in Interview 1 sichtbar.

Ich finde es halt immer ein bisschen kompliziert, weil das so diese [...] Grenzen zwischen Privatleben und Forschung, und wie geht man damit um, nicht nur im Feld, sondern auch zum Beispiel, welche Daten teilst du ja dann auch mit deiner Betreuer*in oder schreibst du auf [...]. Zum Beispiel bestimmte Themen habe ich immer noch so das Gefühl, die will ich nicht aufschreiben, weil das ist eine extrem persönliche Erfahrung war. (B1 Sowi, persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 14–18)

Manchmal, dann saß ich zu Hause und hab die Konversation aufgeschrieben und kam mir wie so eine Spionin vor. Weil, [...] ich chille mit der in ihrem Büro, wir unterhalten uns so ein bisschen über dies und jenes und danach gehe ich nach Hause und schreibe das auf, so ungefähr. (ebd., S. 743–746)

Hier zeigt sich eine Reflexion unterschiedlicher Rollen in unterschiedlichen Kontexten. Dabei kommen jeweils unterschiedliche Attribute und Dimensionen der Positionalität hervor (Berger, 2015, S. 231). Die Befragte 1 (Sowi) (persönliche Kommunikation, 16. August 2022, S. 40–46) beschreibt hier zum Beispiel die Auseinandersetzung damit, dass unterschiedliche Attribute ihrer Positionalität in verschiedenen Kontexten und Rollen im Feld unterschiedlich wirken können.

Ich bin nicht gläubig. Ich habe auch halt irgendwie eine ziemliche, ähm, Abneigung gegen Kirche und halt damit verwandte Prozesse. Und dann musste ich aber halt dort immer sein [...] Und dann ist es halt eben so ‚Wie weit machst du mit? Inwiefern [...] übertritt das deine eigenen Gedanken oder Gefühle?‘ und so weiter.

Es kann Attribute der Positionalität geben, die in unterschiedlichen Rollen im Feld verschieden wirken und gewichtig sind (Berger, 2015, S. 231). Hier spielt auch die Aushandlung dieser Positionen innerhalb der Forschung eine Rolle. Dabei geht es um die Selbstidentifikation der forschenden Person sowie gleichermaßen um die positionalen Zuschreibungen von Seiten der Forschungsteilnehmer*innen oder Personen im Feld. Welche Attribute eine Person hat, beziehungsweise mit welchen sie sich identifiziert oder ihr zugesprochen werden, hängt mit ihrem sozialen, institutionellen, politischen, ... Kontext zusammen und prägt, welche Rolle er*sie als Forscher*in und im Feld hat (Bärnthaler, 2020).

Da in sozialwissenschaftlicher Forschung der*die Forscher*in das Werkzeug der Datenerhebung ist, ist es hier besonders wichtig auf individueller Ebene die kontextspezifischen Rollen des Selbst zu reflektieren. Eine solche reflexive Positionalität konnte besonders bei der Befragten 1 (Sowi), aber auch bei der Befragten 7 (Sowi), identifiziert werden. Eine dahingehende Reflexion auf individueller Ebene konnte bei den Naturwissenschaftlern*Naturwissenschaftlerinnen dagegen kaum herausgelesen werden. Das deutet darauf hin, dass der disziplinäre Hintergrund damit zusammenhängt, inwiefern reflexive Positionalität auf individueller Ebene vorhanden ist.

4.4 Beantwortung der Forschungsfrage und Bedeutung der Ergebnisse

Im Folgenden wird zusammenfassend die Rolle reflexiver Positionalität auf struktureller, praktischer und individueller Ebene dargestellt. Hierbei wird auch der Zusammenhang mit dem disziplinären Hintergrund der befragten Personen verdeutlicht. So soll abschließend die Forschungsfrage beantwortet und die Bedeutung der Ergebnisse erläutert werden. Prinzipiell ist festzustellen, dass sich die Rolle von reflexiver Positionalität je nach disziplinärem Hintergrund, der Art der Forschung und dem Forschungsansatz in unterschiedlicher Ausprägung in den Forschungsprojekten zeigt.

An dieser Stelle soll angemerkt werden, dass es in dieser Analyse nicht darum geht, Forschungsprojekte oder -praxen zu kritisieren oder diskreditieren. Es geht auch nicht darum, zu sagen, dass keine Forschung ausgehend vom Globalen Norden im Globalen Süden durchgeführt werden kann, soll oder darf. Diese Arbeit soll dagegen auf die Art und Weise, wie Forschung durchgeführt wird und wie Forschende mit ihrer Rolle innerhalb von Forschung umgehen, hinweisen. Dabei spielt reflexive Positionalität eine wesentliche Rolle.

Auf struktureller Ebene konnte durch die qualitative Inhaltsanalyse erkannt werden, dass die Sichtweise der Befragten auf Wissen sowie auf Institutionen, die wissenschaftliches Wissen produzieren, wie Universitäten, von Kolonialität/Modernität geprägt sind. Das äußerte sich in dieser Analyse in einer Höherstellung wissenschaftlichen Wissens gegenüber lokaler Wissensformen als Marker von Kolonialität/Modernität. Dabei wurde Lokalwissen jedoch nicht diskreditiert, sondern anerkannt. Dennoch zeigte sich, dass dies meist dann der Fall war, wenn sich das lokale Wissen als hilfreich für die Durchführung des Forschungsprojektes und die Produktion wissenschaftlichen Wissens darstellte. Es konnte eine Extraktion dieses Wissens zum Zweck der Theorienbildung im Globalen Norden oder der Durchführung der Forschungsprojekte festgestellt werden. Dies ist, was Raewyn Connell als globale Wissensökonomie konzeptualisiert (Connell, 2014a, 2014b; Connell et al., 2018). Ebenso wurden wissenschaftliche Institutionen aus dem Globalen Norden höher bewertet als solche aus dem Globalen Süden. Auch wenn eine Prägung durch Kolonialität auf struktureller Ebene erkannt wurde, konnte bei allen Befragten (bei manchen mehr, bei manchen weniger) ein Bewusstsein bezüglich wissenshierarchischer Strukturen festgestellt werden. Dabei ließen sich sowohl bei naturwissenschaftlichen als auch bei sozialwissenschaftlichen Befragten Aussagen erkennen, die sich auf ihre Rolle als Produzent*innen von Wissen innerhalb dieser Strukturen beziehen. Tendenziell konnte dabei ein größeres Bewusstsein auf sozialwissenschaftlicher Ebene festgestellt werden, was hingegen bei den Naturwissenschaftlern*Naturwissenschaftlerinnen stark variierte.

Auch auf praktischer Ebene ließ sich erkennen, dass alle Beteiligten sich über wissenshierarchische Strukturen innerhalb der Forschungspraxis bewusst sind. Bei allen gab es den Willen, dass ihre Forschungsprojekte im Austausch mit der Lokalbevölkerung stattfinden und keine negativen oder ausbeuterischen Einflüsse haben. Hier wurde deutlich, dass das Ausmaß von oder die Möglichkeit zu reflexiver Forschungspraxis auch von den Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Forschung sowie persönlicher Bemühung abhängt. Dennoch konnte auch hier eine koloniale Prägung festgestellt werden, die sich in paternalistischen und universalisierenden Sichtweisen als Marker von Kolonialität/Modernität innerhalb der Forschungspraxis äußerte. Auf praktischer Ebene fiel auf, dass eine Reflexion der eigenen Rolle innerhalb der Forschungspraxis sowie der methodischen Vorgehensweise innerhalb des Forschungsprojektes mehr von den sozialwissenschaftlichen Befragten thematisiert wurde. Das hängt vermutlich mit dem Forschungsgegenstand und der Art zu forschen zusammen. Wie in der Einleitung ausgeführt (vgl. Einleitung), kam es innerhalb der Sozialwissenschaften durch die verschiedenen „turns“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem Hinterfragen positivistischer Annahmen wissenschaftlicher Forschung (England, 1994; Forster, 2014). Dadurch liegt das Einbeziehen der Subjektivität der forschenden Person in sozialwissenschaftlicher Forschung in der Natur der Disziplin (Brigg & Bleiker, 2010, S. 785). Aufgrund dessen liegt eine Reflexion bezüglich der Forschungspraxis und der eigenen Rolle als Forscher*in in Bezug zum Feld näher als in einem naturwissenschaftlichen Kontext.

Ebenso wurde auf individueller Ebene ein größeres Bewusstsein in Bezug auf die Reflexion der eigenen Position bei den sozialwissenschaftlichen Befragten sichtbar. Hier konnte eine Reflexion der eigenen Rolle als Forscher*in im Feld sowie des Einflusses persönlicher Attribute auf den Forschungsprozess ausgemacht werden. Marker von Kolonialität zeigten sich auf dieser Ebene darin, dass aus persönlichen Bemerkungen oder Aussagen eine koloniale Sichtweise herausgelesen werden konnte, die als Resultat der Sozialisierung im Globalen Norden gedeutet wird. Das konnte dabei vorwiegend bei den naturwissenschaftlichen Befragten erkannt werden. Der Zusammenhang zwischen einer Reflexion auf individueller Ebene und dem disziplinären Hintergrund wird auch hier mit den verschiedenen Forschungsgegenständen und der anderen Art zu forschen begründet.

Bei der Reflexion der eigenen Positionalität im Kontext von Forschung geht es darum, den Prozess der Produktion von Wissen sichtbar zu machen und den Einfluss der eigenen Rolle darin zu betrachten (Pillow, 2003, S. 176ff.). Dadurch sollen Machtstrukturen innerhalb des Forschungsprozesses aufgedeckt werden mit dem Ziel ethische und nicht-ausbeuterische

Forschung zu betreiben (Berger, 2015, S. 221; Sultana, 2007, S. 376). Im Rahmen dieser Forschung wird daraus grundlegend gefolgert, dass das Vorhandensein weniger Merkmale von Kolonialität auf eine größere Reflexion der Positionalität hinweist. Umgekehrt deuten viele Anzeichen von Kolonialität auf eine geringe reflexive Positionalität hin. Die Marker, die in dieser Untersuchung sichtbar wurden, sind die hierarchisierende Sichtweise auf Wissen und wissenschaftliche Institutionen, die Wissensextraktion aus dem Globalen Süden und allgemein paternalistische, koloniale und universalisierende Ansichten der Forschenden. Dabei ist jedoch anzumerken, dass das eine das andere nicht ausschließt beziehungsweise nicht ausschließlich das eine oder nur das andere der Fall ist. Mehr handelt es sich um eine Skala, auf der man sich zwischen dem einen Ende der Kolonialität/Modernität und dem anderen Ende der reflexiven Positionalität bewegt. Wie sich in dieser Untersuchung gezeigt hat, können Sichtweisen auf allen Ebenen mehr oder weniger von Kolonialität/Modernität geprägt sein und eine Person kann dennoch ein Bewusstsein für machthierarchische Strukturen haben. Das wird hier als zusammenhängend mit der Sozialisierung im Globalen Norden und allgemein in einem von Kolonialität/Modernität geprägten System gedeutet. Um das eine Ende der Skala völliger reflexiver Positionalität zu erreichen, müsste man sich demnach vollkommen desozialisieren. Dabei stellt sich die Frage, ob dies innerhalb eines Systems, das kolonial geprägt ist, überhaupt möglich ist. Tendenziell kann aber dennoch gesagt werden: umso weniger/mehr Merkmale von Kolonialität/Modernität, umso mehr/weniger reflexive Positionalität ist vorhanden.

Zusätzlich hat sich gezeigt, dass sich die unterschiedlichen Ebenen, auf denen reflexive Positionalität sichtbar wurde, gegenseitig beeinflussen beziehungsweise bedingen. Dabei ist festzustellen, dass Personen, die auf struktureller Ebene kein oder weniger Bewusstsein für koloniale Strukturen in der Produktion von Wissen haben, auch auf den anderen Ebenen kaum ein Bewusstsein dahingehend aufgewiesen haben. Die Personen dagegen, bei denen sich auf struktureller Ebene ein hohes Bewusstsein bezüglich machthierarchischer Strukturen in der Forschung gezeigt hat, konnten auch auf der Ebene der Forschungspraxis mehr Bewusstsein aufweisen. Das hängt damit zusammen, dass die Sicht auf die Welt das Verhalten einer Person prägt (Berger, 2015, S. 220). Dennoch ist an dieser Stelle zu sagen, dass ein Bewusstsein in Bezug auf globale Machthierarchien in der Wissensproduktion nicht zwangsläufig dazu führt, dass die Person ihre Positionalität reflektiert oder dass ein diesbezügliches Bewusstsein äquivalent zu reflexiver Positionalität ist. Nichtsdestotrotz konnte hier ein Zusammenhang festgestellt werden. Ein Bewusstsein führt wohl nicht automatisch auch zu reflexiver Positionalität, dennoch kann sie als Voraussetzung für eine Reflexion der eigenen Position gesehen werden.

Wie im bisherigen Verlauf dieses Kapitels dargestellt, spielt reflexive Positionalität je nach disziplinärem Hintergrund eine andere Rolle. Dabei stellt sich auch die Frage, in welchem Ausmaß und in welcher Tiefe reflexive Positionalität in welcher Art von Forschung und welcher Disziplin notwendig und hilfreich ist. Von dem her erklärt sich auch die Unklarheit bei der begrifflichen Definition von Reflexivität und Positionalität (Hamati-Ataya, 2013, S. 5f.) (vgl. 2.1), da reflexive Positionalität kontextabhängig ist. Dennoch bleibt festzuhalten, dass reflexive Positionalität besonders in Forschungsprojekten, die im Globalen Süden stattfinden, unabhängig vom disziplinären Hintergrund wichtig ist. Da die moderne Wissenschaft maßgeblich von kolonialen Strukturen geprägt ist, wäre innerhalb von wissenschaftlicher Arbeit eine Reflexion auf struktureller Ebene immer angebracht. Hier wäre eine disziplinenübergreifende Bewusstseinsvermittlung auf struktureller Ebene über die Wirkweisen der modernen Wissenschaften und den Effekt von Kolonialität/Modernität auf wissenschaftliche Forschung notwendig. Je nach Disziplin und Forschungsgegenstand wäre reflexive Positionalität auch auf den anderen beiden Ebenen relevant.

Conclusio

Das Ziel von Personen, die Forschung betreiben, ist es Wissen zu produzieren. Dabei gibt es unterschiedliche Ansichten darüber, wie die Welt erfahren und erkannt werden kann und welche Rolle man Selbst in dieser Erkenntnis spielt. Positivistische Annahmen wissenschaftlicher Wissensproduktion, wie Objektivität, Neutralität oder die Trennung von Forscher*in und Forschungs-„objekt“, sind, besonders in den Sozialwissenschaften, durch reflexive Forschungspraxen hinterfragt und ersetzt worden. Das Selbst und dessen Position wurde mehr in den Erkenntnisprozess eingebunden und das Konzept der Positionalität wurde präsenter (Brigg & Bleiker, 2010; England, 1994; Forster, 2014; Pillow, 2003; Rose, 1997). Das spielte vor allem vor dem Hintergrund eine Rolle, dass sich in dem Zuge nicht nur mit der Art wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern auch mit den modernen Wissenschaften an sich in ihrer Entstehung beschäftigt wurde. In einem dekolonialen Theorieverständnis, das dieser Arbeit zugrunde liegt, sind diese geprägt von kolonialen Strukturen und daher gewaltvoll (Brunner, 2018, 2020). Das zeigt sich auch in machthierarchischen Strukturen auf epistemologischer Ebene in der Beziehung zwischen Globalem Norden und Süden (Brunner, 2018; Mignolo, 2012a; Quijano, 2000, 2007; Walsh, 2007). Deshalb kommt die Reflexion der Position des*der Forschers*Forscherin auch in besonderem Maße in Forschung zu tragen, die von Personen aus dem Globalen Norden im Globalen Süden durchgeführt wird.

Vor diesem Hintergrund sollte in dieser Masterarbeit herausgefunden werden, welche Rolle Positionalität bei Forscher*innen aus dem Globalen Norden, die im Globalen Süden forschen, spielt. Dazu wurden qualitative Interviews mit Forscher*innen aus den Natur- wie auch aus den Sozialwissenschaften durchgeführt und diese über den Prozess ihrer Forschungsprojekte im Globalen Süden befragt. Mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2000b, 2010, 2014, 2015) wurden diese ausgewertet, die Ergebnisse interpretiert und letztlich die Forschungsfrage beantwortet.

Aus der Datenanalyse ging dabei hervor, dass die Antwort auf die Forschungsfrage weder kurz noch eindeutig ist. Zum einen stellt sich Positionalität grundlegend anders dar, je nachdem auf welche Ebene im Verhältnis zur Forschung sie sich bezieht. In der Untersuchung konnte dabei Positionalität auf struktureller, praktischer und individueller Ebene der Forschung erkannt werden. Zum anderen zeigen sich Unterschiede, je nachdem welchen disziplinären Hintergrund der*die Forscher*in hat. Auch wurde deutlich, dass die Rolle von Positionalität von den Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Forschung sowie persönlichen Bemühen der forschenden Personen abhängt.

Mit Blick auf die Ergebnisse der Untersuchung, lässt sich sagen, dass Marker von Kolonialität/Modernität innerhalb einer Forschung und die Rolle, die Positionalität in dieser spielt, zusammenhängen. Dabei wird deutlich, dass mehr Marker von Kolonialität/Modernität innerhalb eines Forschungsprozesses darauf hindeuten, dass Positionalität umso präsenter ist. Umgekehrt deuten viele Anzeichen von Kolonialität/Modernität auf eine geringere Positionalität hin. Diese beiden Fälle stellen dabei zwei Enden einer Skala dar, auf der sich die forschende Person innerhalb ihres Forschungsprozesses bewegt. Keine der befragten Personen befand sich gänzlich am einen oder am anderen Ende der Skala. Auf allen Forschungsebenen konnten Marker von Kolonialität/Modernität identifiziert werden. Diese äußerten sich in einer Höherbewertung sowie Universalisierung wissenschaftlichen Wissens, paternalistischen Forschungsmotiven und generell einer kolonialen Sichtweise als Resultat der Sozialisierung im Globalen Norden. Dennoch konnte auch bei allen Befragten ein unterschiedlich ausgeprägtes Bewusstsein bezüglich macht- und wissenshierarchischer Strukturen im Kontext ihrer Forschungsprojekte erkannt werden. Auch ein Wille, Forschung zu betreiben, die keine negativen Effekte auf die Lokalbevölkerung im Globalen Süden hat, also nicht ausbeuterisch ist, war vorhanden. Ein Forschungsprozess konnte also mehr oder weniger von Kolonialität/Modernität geprägt sein und die Forschenden konnten dennoch ein Bewusstsein für macht- und wissenshierarchische Strukturen im Kontext ihrer Forschung aufweisen.

Weiter lässt sich sagen, dass sich die verschiedenen Ebenen von Forschung bezüglich der Rolle von Positionalität gegenseitig bedingen. Dabei zeigte sich ein Bewusstsein für Positionalität auf struktureller Ebene als grundlegend für eine Auseinandersetzung auf praktischer und individueller Ebene.

Generell gibt es auch einen Zusammenhang zwischen disziplinärem Hintergrund und der Rolle reflexiver Positionalität in Forschungsprozessen. Es konnten bei den sozialwissenschaftlichen Befragten auf allen Ebenen Ansätze reflexiver Positionalität erkannt werden, was bei den Naturwissenschaftlern*Naturwissenschaftlerinnen jedoch stark variierte. Dabei kann nicht grundsätzlich gesagt werden, dass Sozialwissenschaftler*innen ihre Position in der Forschung reflektieren und Naturwissenschaftler*innen dies nicht tun. Alle forschenden Personen befinden sich dabei auf einer Skala zwischen beiden Polen. Dennoch deuten die Ergebnisse dieser Forschung darauf hin, dass es eine dahingehende Tendenz gibt.

Zusammenfassend ist aus dieser Untersuchung hervorgegangen, dass keine eindeutige Aussage darüber getroffen werden kann, welche Rolle Positionalität in Forschungsprozessen spielt, sondern dies von verschiedenen Faktoren abhängt. Dennoch konnte herausgefunden werden, dass das Vorhandensein weniger/vieler Marker von Kolonialität/Modernität in

Forschungsprozessen mit einem höheren/niedrigeren Bewusstsein für Positionalität einhergeht. Generell spielt Positionalität in Forschungsprozessen, in denen bei der forschenden Person ein Bewusstsein für die machtdurchzogenen Strukturen wissenschaftlicher Wissensproduktion herrscht, eine größere Rolle als in Forschung, bei der das nicht der Fall ist. Auch das persönliche Bemühen des*der jeweiligen Forschers*Forscherin hat dabei einen Einfluss.

Durch die Ergebnisse, die den Zusammenhang von Kolonialität/Modernität und Positionalität sichtbar gemacht haben, konnte deutlich gemacht werden, wie wichtig ein Bewusstsein für den strukturellen Kontext wissenschaftlicher Forschung und die Reflexion der eigenen Rolle innerhalb dieser ist. Wie im Laufe dieser Arbeit bereits beschrieben, ist das Bewusstsein bezüglich Positionalität im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung mehr vorhanden als im naturwissenschaftlichen Kontext. Durch diese Arbeit konnte aber die Bedeutung, die dieses Thema auch für die Naturwissenschaften hat, aufgezeigt werden. Es wurde ersichtlich, dass eine Auseinandersetzung mit Positionalität auf struktureller Ebene und daher ein Bewusstsein dafür, dass die modernen Wissenschaften machtdurchzogen sind und welche Rolle man als Forscher*in in diesen Strukturen spielt, ungeachtet des disziplinären Hintergrunds in jeder wissenschaftlichen Wissensproduktion bedeutend wäre. Daher können die Ergebnisse dieser Forschung dazu beitragen disziplinenübergreifend das Bewusstsein für reflexive Positionalität zu schärfen. Die Vermittlung eines dahingehenden Bewusstseins wäre dabei besonders auch bereits in der Lehre und wissenschaftlicher Ausbildung wertvoll und angebracht.

An dieser Stelle soll auf mögliche Anknüpfungspunkte für weitere Forschung in diesem Feld hingewiesen werden. Interessant wäre hier zu betrachten, inwiefern die Rahmenbedingungen moderner wissenschaftlicher Forschung, also beispielsweise institutionelle oder finanzielle Bedingungen, die Rolle von Positionalität beeinflussen und wie diese zusammenhängen. Daraus könnte geschlussfolgert werden, ob moderne Wissenschaft überhaupt die Möglichkeit für eine reflexive Forschungspraxis, in der die Rolle der forschenden Person betrachtet wird, bietet. In diesem Zusammenhang wäre die Beschäftigung mit alternativen Forschungsansätzen und -designs, wie transdisziplinäre oder partizipative Vorgehensweisen, in Bezug zu Positionalität und welche Rolle reflexive Positionalität für eine erfolgreiche Umsetzung solcher Ansätze spielt, interessant. Außerdem könnten auf die disziplinären Unterschiede in der Auseinandersetzung mit Positionalität genauer eingegangen werden und beleuchtet werden, wie sich diese konkret in der Forschungspraxis äußern. Dabei wäre auch wichtig, herauszufinden, welche Relevanz Positionalität vor welchem disziplinären Hintergrund hat und in welcher Tiefe sie auf welcher Ebene im jeweiligen Kontext notwendig und im Sinne einer wissenschaftlichen Dekolonialisierung wirksam ist.

Abschließend soll erneut betont werden, dass in dieser Masterarbeit nicht wissenschaftliche Forschung an sich, sondern die Art und Weise, wie wissenschaftliches Wissen produziert wird, hinterfragt wird. Durch diese Arbeit soll die Bedeutung von Positionalität in diesem Zusammenhang hervorgehoben werden. Als Methode reflexiver Forschungspraxis hat Positionalität das Potenzial, Machtverhältnisse innerhalb wissenschaftlicher Wissensproduktion aufzudecken und dadurch den Raum für ethisches Forschen zu schaffen (Berger, 2015, S. 221; Ese-osa Idahosa & Bradbury, 2020, S. 33, 41f.). Dadurch kann eine Dekolonialisierung auf epistemologischer Ebene vorangetrieben werden und in Folge zu einer Dekolonialisierung in anderen Bereichen beitragen, denn wie Boaventura de Sousa Santos schreibt: „there is no global social justice without global cognitive justice“ (Santos, 2020, S. 238). Gerechtigkeit auf epistemologischer Ebene würde es ermöglichen, dass unterschiedliche Wissens- und Seinsformen nebeneinander existieren können, ohne hierarchisiert zu werden. So ist die Voraussetzung für eine diverse Wissenschaft gegeben, die von verschiedenen positionalisierten Wissensformen lernen kann (Ese-osa Idahosa & Bradbury, 2020, S. 33, 46; Rose, 1997, S. 318).

Bibliographie

- Adu-Ampong, E. A., & Adams, E. A. (2020). “But You Are Also Ghanaian, You Should Know”: Negotiating the Insider–Outsider Research Positionality in the Fieldwork Encounter. *Qualitative Inquiry*, 26(6), 583–592.
- Alatas, S. F. (2003). Academic dependency and the global division of labour in the social sciences. *Current sociology*, 51(6), 599–613.
- Alatas, S. F. (2006). *Alternative discourses in Asian social science: Responses to Eurocentrism*. SAGE Publications Pvt. Ltd.
- Alatas, S. H. (2000). Intellectual Imperialism: Definition, Traits, and Problems. *BRILL*, 28(1), 23–45.
- B1 Sowi. (2022, August 16). *Interview 1* (L. Tietz) [Persönlich].
- B2 Nawi. (2022, Oktober 14). *Interview 2* (L. Tietz) [Persönlich].
- B3 Nawi. (2022, Oktober 20). *Interview 3* (L. Tietz) [Persönlich].
- B4 Nawi. (2022, Oktober 21). *Interview 4* (L. Tietz) [Persönlich].
- B6 Nawi. (2022, Oktober 28). *Interview 6* (L. Tietz) [Persönlich].
- B7 Sowi. (2022, November 6). *Interview 7* (L. Tietz) [Persönlich].
- B8 Nawi. (2022, November 16). *Interview 8* (L. Tietz) [Persönlich].
- Barnett, M. N. (2016). Introduction: International Paternalism: Framing the Debate. In M. N. Barnett (Hrsg.), *Paternalism beyond Borders* (1. Aufl., S. 1–44). Cambridge University Press.
- Bärnthaler, R. (2020). Conflict, Controversy, Compromise, and Compression: The Pragmatics of Transdisciplinary (Development) Projects. *Austrian Journal of South-East Asian Studies*, 193–210.
- Baur, N., & Blasius, J. (2014). Methoden der empirischen Sozialforschung: Ein Überblick. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 41–64). Springer VS.
- Berger, R. (2015). Now I see it, now I don't: Researcher's position and reflexivity in qualitative research. *Qualitative Research*, 15(2), 219–234.
- Bourke, B. (2014). Positionality: Reflecting on the Research Process. *The Qualitative Report*, 19(33), 1–9.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2020). Die Herstellung des Feldes. In *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung* (3. überarb. Aufl., S. 51–82). UVK Verlag.

- Brigg, M., & Bleiker, R. (2010). Autoethnographic International Relations: Exploring the self as a source of knowledge. *Review of International Studies*, 36(3), 779–798.
- Brunner, C. (2018). Epistemische Gewalt. Konturierung eines Begriffs für die Friedens- und Konfliktforschung. In *Dekoloniale und Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung* (1st ed., S. 25–59). Nomos Verlagsgesellschaft mbH & KG.
- Brunner, C. (2020). *Epistemische Gewalt: Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne*. transcript-Verlag.
- Castro-Gómez, S. (2007). THE MISSING CHAPTER OF EMPIRE. *Cultural Studies (London, England)*, 21(2–3), 428–448.
- Castro-Gómez, S. (2008). (POST)COLONIALITY FOR DUMMIES: LATIN AMERICAN PERSPECTIVES ON MODERNITY, COLONIALITY, AND THE GEOPOLITICS OF KNOWLEDGE. In M. Moraña, E. Dussel, & C. A. Jáuregui (Hrsg.), *Coloniality at Large: Latin America and the Postcolonial Debate* (S. 259–285). Duke University Press.
- Connell, R. (2014a). Using southern theory: Decolonizing social thought in theory, research and application. *Planning Theory*, 13(2), 210–223.
- Connell, R. (2014b). The sociology of gender in Southern perspective. *Current Sociology*, 62(4), 550–567.
- Connell, R. (2017). Southern theory and world universities. *Higher Education Research & Development*, 36(1), 4–15.
- Connell, R., Pearse, R., Collyer, F., Maia, J., & Morrell, R. (2018). Re-making the global economy of knowledge: Do new fields of research change the structure of North–South relations? *The British Journal of Sociology*, 69(3), 738–757.
- Cupples, J. (2018). INTRODUCTION: Coloniality resurgent, coloniality interrupted. In *Unsettling Eurocentrism in the Westernized University* (1st edition., S. 1–22). Routledge, an imprint of Taylor and Francis,.
- Dannecker, P. (2020). Transdisciplinarity ‘Meets’ Power Structures: Challenges and Experiences of a Capacity Building Project on Transdisciplinarity. *Austrian Journal of South-East Asian Studies*, 175–192.
- Dannecker, P. (2022). Collaboration in a ‘North–South’ Context: The Role of Power Relations and the Various Context-Based Conditions. *The European Journal of Development Research*, 34(4), 1716–1726.

- Dannecker, P., & Heis, A. (2020). 'Transdisciplinarity': A Framework of Knowledge Production in North-South Partnerships? *Austrian Journal of South-East Asian Studies*, 165–174.
- Davis, B. P., & Walsh, J. (2020). The politics of positionality: The difference between post-, anti-, and de-colonial methods. *Culture, Theory and Critique*, 61(4), 374–388.
- Day, S. (2012). A Reflexive Lens: Exploring Dilemmas of Qualitative Methodology Through the Concept of Reflexivity. *Qualitative Sociology Review*, 8(1), 60–85.
- de Sousa Santos, B. (2015). Beyond Abyssal Thinking: From Global Lines to Ecologies of Knowledges. In B. de Sousa Santos, *Epistemologies of the South* (0 Aufl., S. 130–147). Routledge.
- de Sousa Santos, B., & Meneses, M. P. (2020a). Introduction: Epistemologies of the South—Giving Voice to the Diversity of the South. In B. de S. Santos & M. P. Meneses (Hrsg.), *Knowledges Born in the Struggle: Constructing the Epistemologies of the Global South* (S. xvii–xliii). Routledge.
- de Sousa Santos, B., & Meneses, M. P. (2020b). Knowledges Born in the Struggle: Constructing the Epistemologies of the Global South. In *Knowledges Born in the Struggle* (1. Aufl.). Routledge.
- de Sousa Santos, B., Meneses, M. P., & Arriscado, N. (2007). Introduction: Opening up the canon of knowledge and recognition of difference. In B. de Sousa Santos (Hrsg.), *Another knowledge is possible: Beyond northern epistemologies* (S. lxiii). Verso.
- Deppert, W. (2019a). Charakterisierung des Gegenstandsbereichs ‚Wissenschaftstheorien‘. In W. Deppert, *Theorie der Wissenschaft* (S. 13–29). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Deppert, W. (2019b). Darstellung der einzelnen normativen Wissenschaftstheorien und ihre Beurteilung. In W. Deppert, *Theorie der Wissenschaft* (S. 41–176). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Dussel, E. (1993). Eurocentrism and Modernity (Introduction to the Frankfurt Lectures). *Boundary 2*, 20(3), 65–76.
- Dussel, E. (1995a). Part One: FROM THE EUROPEAN EGO: THE COVERING OVER. In E. Dussel (Hrsg.), *The Invention of the Americas: Eclipse of „the Other“ and the Myth of Modernity* (S. 15–57). The Continuum Publishing Company.
- Dussel, E. (1995b). *The Invention of the Americas: Eclipse of „the Other“ and the Myth of Modernity*. The Continuum Publishing Company.
- Dussel, E. D., Krauel, J., & Tuma, V. C. (2000). Europe, Modernity, and Eurocentrism. *Nepantla*, 1(3), 465–478.

- Dwyer, S. C., & Buckle, J. L. (2009). The Space Between: On Being an Insider-Outsider in Qualitative Research. *International Journal of Qualitative Methods*, 8(1), 54–63.
- Endruweit, G. (2015). Begriffserklärungen. In G. Endruweit (Hrsg.), *Empirische Sozialforschung: Wissenschaftstheoretische Grundlagen* (1. Auflage, S. 13–26). UTB GmbH UVK Verlag.
- England, K. V. L. (1994). Getting Personal: Reflexivity, Positionality, and Feminist Research*. *The Professional Geographer*, 46(1), 80–89.
- Escobar, A. (2007). Worlds and knowledges otherwise: The Latin American modernity/coloniality research program. *Cultural Studies (London, England)*, 21(2–3), 179–210.
- Ese-osa Idahosa, G., & Bradbury, V. (2020). Challenging the way we know the world: Overcoming paralysis and utilising discomfort through critical reflexive thought. *Acta Academica*, 52(1), 31–53.
- Fanon, F. (1996). *Black Skin, White Masks* (4. Auflage). Pluto Press.
- Feldman, A. (2020). Knowledge justice as global justice: Epistemicide, decolonising the university, and the struggle for planetary survival. In E. Joseph, B. O’Toole, & D. Nyaluke (Hrsg.), *Challenging Perceptions of Africa in Schools* (1. Aufl., Bd. 1, S. 141–159). Routledge/Taylor & Francis Group.
- Finlay, L. (2002). “Outing” the Researcher: The Provenance, Process, and Practice of Reflexivity. *Qualitative Health Research*, 12(4), 531–545.
- Fischer, J. (2016). Grundlegung. In *Exzentrische Positionalität: Studien zu Helmuth Plessner* (1. Auflage, S. 113–146). Velbrück Wissenschaft.
- Flick, U. (2014). Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 411–424). Springer VS.
- Flick, U. (2020). Gütekriterien qualitativer Forschung. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie: Bd. 2: Designs und Verfahren* (2., erweiterte und überarbeitete Auflage, S. 247–264). Springer VS.
- Forster, E. (2014). Reflexivität. In C. Wulf & J. Zirfas (Hrsg.), *Handbuch Pädagogische Anthropologie* (S. 589–597). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Foucault, M. (1972). *The Archaeology of Knowledge and the Discourse on Language*. Pantheon Books.
- Foucault, M. (1980). *Power/knowledge: Selected interviews and other writings, 1972-1977* (C. Gordon, Hrsg.; 1st American ed). Pantheon Books.
- Grosfoguel, R. (2007). THE EPISTEMIC DECOLONIAL TURN. *Cultural Studies*, 21(2–3), 211–223.

- Grosfoguel, R. (2013). The Structure of Knowledge in Westernized Universities: Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century. *Human Architecture : Journal of the Sociology of Self - Knowledge*, 11(1), 73–90.
- Häder, M. (2019). Wissenschaftstheorie. In M. Häder, *Empirische Sozialforschung* (S. 19–71). Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Haefner, G. (2000). *Philosophische Anthropologie* (3., vollständig neu bearb. Aufl.). Kohlhammer Verlag.
- Hall, S. (2001). Foucault: Power, Knowledge and Discourse. In M. Wetherell, S. Taylor, & S. J. Yates (Hrsg.), *Discourse Theory and Practice: A Reader* (S. 72–81). SAGE Publications.
- Hall, S. (2018). TEN Through th Prism of an Intellectual Life [2007]. In D. Morley (Hrsg.), *Essential Essays, Volume 2: Identity and Diaspora* (S. 301–324). Duke University Press.
- Hamati-Ataya, I. (2013). Reflectivity, reflexivity, reflexivism: IR's 'reflexive turn' — and beyond. *European Journal of International Relations*, 19(4), 669–694.
- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studied*, 14(3), 575–599.
- Helfferich, C. (2014). Leitfaden- und Experteninterviews. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 559–574). Springer VS.
- Jacobson, D., & Mustafa, N. (2019). Social Identity Map: A Reflexivity Tool for Practicing Explicit Positionality in Critical Qualitative Research. *International Journal of Qualitative Methods*, 18, 1-12.
- Kanitscheider, B., Reinalter, H., & Brenner, P. J. (2011). Positivismus. In *Lexikon der Geisteswissenschaften* (S. 624–630). Böhlau Verlag.
- Kardorff, von, E. (1995). 0. Einleitung. In U. Flick, E. von Kardorff, H. Keupp, L. von Rosenstiel, & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Auflage, S. 3–10). Beltz.
- Lauth, B., & Sareiter, J. (2005). Einleitung: Was ist Wissenschaftstheorie? In B. Lauth & J. Sareiter, *Wissenschaftliche Erkenntnis* (S. 11–28). Brill.
- Macbeth, D. (2001). On “Reflexivity” in Qualitative Research: Two Readings, and a Third. *Qualitative Inquiry*, 7(1), 35–68.
- Maldonado-Torres, N. (2007). ON THE COLONIALITY OF BEING. *Cultural Studies*, 21(2–3), 240–270.

- Maldonado-Torres, N. (2011). Thinking through the Decolonial Turn: Post-continental Interventions in Theory, Philosophy, and Critique—An Introduction. *TRANSMODERNITY: Journal of Peripheral Cultural Production of the Luso-Hispanic World*, 1(2).
- Mayring, P. (2000a). Qualitative Inhaltsanalyse. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(2).
- Mayring, P. (2000b). Qualitative Inhaltsanalyse. *FQS Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(2, Art. 20), 10.
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (11., aktualisierte und überarb. Aufl.). Beltz.
- Mayring, P. (2014). *Qualitative Content Analysis: Theoretical Foundation, Basic Procedures and Software Solution*.
- Mayring, P. (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (12., überarb. Aufl.). Beltz.
- Mayring, P. (2020). Qualitative Forschungsdesigns. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie: Bd. 2: Designs und Verfahren* (2., erweiterte und überarbeitete Auflage, S. 3–18). Springer VS.
- Mayring, P., & Fenzl, T. (2014). Qualitative Inhaltsanalyse. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 543–556). Springer VS.
- Mazur, L. B. (2021). The Epistemic Imperialism of Science. Reinvigorating Early Critiques of Scientism. *Frontiers in Psychology*, 11, 1–12.
- Mignolo, W. D. (1995). *The darker side of the Renaissance: Literacy, territoriality, and colonization* (1. [print.]). University of Michigan Press.
- Mignolo, W. D. (2002). The Geopolitics of Knowledge and the Colonial Difference. *South Atlantic Quarterly*, 101(1), 57–96.
- Mignolo, W. D. (2007a). DELINKING: The rhetoric of modernity, the logic of coloniality and the grammar of decoloniality. *Cultural Studies*, 21(2–3), 449–514.
- Mignolo, W. D. (2007b). INTRODUCTION: Coloniality of power and de-colonial thinking. *Cultural Studies (London, England)*, 21(2–3), 155–167.
- Mignolo, W. D. (2011a). I Am Where I Do: Remapping the Order of Knowing. In *The Darker Side of Western Modernity: Global Futures, Decolonial Options* (S. 77–117). Duke University Press.

- Mignolo, W. D. (2011b). Introduction: Coloniality—The darker side of western modernity. In *The Darker Side of Western Modernity: Global Futures, Decolonial Options* (S. 1–26). Duke University Press.
- Mignolo, W. D. (2011c). *The Darker Side of Western Modernity: Global Futures, Decolonial Options*. Duke University Press.
- Mignolo, W. D. (2012a). Introduction: On Gnosis and the Imaginary of the Modern/Colonial World System. In W. D. Mignolo, *Local Histories/Global Designs: Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking* (S. 1–46). Princeton University Press.
- Mignolo, W. D. (2012b). *Local Histories/Global Designs: Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking: Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking* (With a New preface by the author). Princeton University Press.
- Millora, C., Maimunah, S., & Still, E. (2020). Reflecting on the ethics of PhD research in the Global South: Reciprocity, reflexivity and situatedness. *Acta Academica*, 52(1), 10–30.
- Moreton-Robinson, A. (2004). Whiteness, Epistemology and Indigenous Representation. In *Whitening Race: Essays in Social and Cultural Criticism* (S. 75–88). Aboriginal Studies Press.
- Narayanaswamy, L., & Schöneberg, J. (2020). Interrogating how we know the world—Starting the conversation ... *Acta Academica*, 52(1), 1–9.
- Pillow, W. (2003). Confession, catharsis, or cure? Rethinking the uses of reflexivity as methodological power in qualitative research. *International Journal of Qualitative Studies in Education*, 16(2), 175–196.
- Quijano, A. (2000). Coloniality of Power and Eurocentrism in Latin America. *International sociology*, 15(2), 215–232.
- Quijano, A. (2007). COLONIALITY AND MODERNITY/RATIONALITY. *Cultural Studies (London, England)*, 21(2–3), 168–178.
- Ronald, K., & Herbrich, R. (2014). Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und hermeneutische Wissenssoziologie. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 473–492). Springer VS.
- Rose, G. (1997). Situating knowledges: Positionality, reflexivities and other tactics. *Progress in Human Geography*, 21(3), 305–320.
- Ruoff, M. (2018). *Foucault-Lexikon: Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge* (4. aktualisierte und erweiterte Auflage). Wilhelm Fink.
- Santos, B. de S. (2020). Decolonizing the University. In B. de S. Santos & M. P. Meneses (Hrsg.), *Knowledges Born in the Struggle* (S. 219–239). Routledge.

- Smith, L. T. (2012). *Decolonizing Methodologies: Research and Indigenous Peoples: Bd. 2nd ed.* Zed Books.
- Sultana, F. (2007). Reflexivity, Positionality and Participatory Ethics: Negotiating Fieldwork Dilemmas in International Research. *ACME an International E-Journal for Critical Geographies*, 6(3), 374–385.
- Van Milders, L. (2018). THE WHITE UNIVERSITY: A platform of subjectification/subjugation. In *Unsettling Eurocentrism in the Westernized University* (1st edition, S. 42–55). Routledge, an imprint of Taylor and Francis.
- Vanner, C. (2015). Positionality at the Center. *International Journal of Qualitative Methods*, 14(4), 1–12.
- Wallerstein, I. (1997). Eurocentrism and its avatars: The dilemma of social sciences. *New Left Rev Ltd*, 226(226), 93–106.
- Walsh, C. (2007). SHIFTING THE GEOPOLITICS OF CRITICAL KNOWLEDGE. *Cultural Studies (London, England)*, 21(2–3), 224–239.
- Weichbold, M. (2014). Pretest. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 299–304). Springer VS.
- Yun, V. (2013). Die Normalität entnormalisieren. *Migrazine*. Verfügbar unter: <http://www.migrazine.at/artikel/die-normalit-t-entnormalisieren>.

Anhang

Tabelle 1: Durchgeführte Interviews

	Befragte Person (anonymisiert) + disziplinärer Hintergrund	Universität	Datum (TT.MM.JJJJ)	Länge (h:min:s)
Interview 1	B1 Sowi	Uni Wien	16.08.2022	01:09:18
Interview 2	B2 Nawi	TU Wien	14.10.2022	01:06:51
Interview 3	B3 Nawi	BOKU	20.10.2022	44:43
Interview 4	B4 Nawi	BOKU	21.10.2022	47:09
Interview 6	B6 Nawi	Uni Wien	28.10.2022	35:07
Interview 7	B7 Sowi	Uni Wien	06.11.2022	44:30
Interview 8	B8 Nawi	BOKU	16.11.2022	41:21

Tabelle 2: Beschreibung der Forschungsprojekte der Interviewteilnehmer*innen

	Disziplinärer Hintergrund	Art der Forschung	Ort
Befragte 1	Sozialwissenschaften	Grundlagenforschung	Ghana
Befragte 2	Naturwissenschaften	Nicht bekannt	Indonesien, Saudi-Arabien
Befragter 3	Naturwissenschaften	Angewandte Forschung	Nepal
Befragter 4	Naturwissenschaften	Angewandte Forschung	Äthiopien
Befragter 6	Naturwissenschaften	Grundlagenforschung	Costa Rica
Befragte 7	Sozialwissenschaften	Nicht bekannt	Thailand, Äthiopien, Uganda
Befragter 8	Naturwissenschaften	Angewandte Forschung	Äthiopien, Bhutan